

Phot. Erwin Raupp, Berlin

1909

Paul Lindau

Ausflüge ins Kriminalistische

Albert Langen, München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Meinen Freunden

Justizrat Max Bernstein, München
und
Justizrat Hugo Horrwitz, Berlin

Euch beiden, die Ihr mir so oft
In Not und Trübsal beigestanden,

herzlich gewidmet

P. L.

Inhalt

Mörder

I

Emile Zolas Modelle

Eusebius Pieydagnelle. — Thouviot

Das plötzliche, geheimnisvolle, unerklärliche Aufkeimen des Mordgedankens, und die furchtbare, schier unüberwindliche Gewalt, mit der er, sobald er sich einnistet, den Willen des Individuums lähmt und alles Sinnen und Trachten des Unglücklichen seinem Machtgebote unterwürfig macht, — dies psychologische, oder wenn man will: pathologisch-psychiatrische Motiv hat Emile Zola in seinem Kriminalroman über „Die Bestie im Menschen“, vielleicht dem ernstesten und bestkomponierten Werke in der langen Serie seiner epischen Dichtungen über den Fluch der erblichen Belastung, mit erstaunlichem Wissen und Scharfsinn behandelt.

In der Erblichkeit, in der fortschreitend wuchernden Entartung des unheilvollen Vermächtnisses lasterhaft veranlagter Vorfahren glaubt Zola auch die Lösung des schauerlichen Problems zu finden.

Der Held dieses Mord-Romans ist Jacques Lantier. Großeltern auf väterlicher und mütterlicher Seite sind Säufer gewesen, sein Vater ist ein verkommener Strolch, seine Mutter ebenfalls trunksüchtig und verlüdert. In der Großmutter indessen und auch in der Mutter Gervaise steckt bei aller Roheit doch eine starke Herzensgüte, die erblich weiterwirkt. In Jacques regt sich die Vererbung der Trunksucht der Vorfahren als unüberwindliche Mordlust inmitten edler Instinkte. Jacques muß morden. Eine unbezähmbare Macht arbeitet in ihm, altes Unrecht, das an ihm begangen ist — er weiß nicht, wann; er weiß nicht, wo; er weiß nicht, von wem —, zu rächen, einen Schimpf, den man ihm angetan hat, mit Blut reinzuwaschen. Dieses Unbewußte, das ihm die Mordwaffe in die Hand zwängt, ist eben eine tragische Äußerung der im Kinde unbewußt nachwirkenden Roheit und Trunksucht der Vorfahren, ist ererbtes Leiden.

Zola hat diesen Typus des Mordsüchtigen nicht erfunden. Er hat die nachweisbare Anregung dazu in dem vielumstrittenen Werke Lombrosos: „Der Verbrecher" und in einer Anfang der siebziger Jahre von den Zeitungen gebrachten Kriminalgeschichte gefunden.

Diese, die auch in unsere bekannte Sammlung interessanter Kriminalfälle, in den „Neuen Pitaval", Aufnahme gefunden, hat offenbar Zola vor allem bei der Gestaltung seines Helden vorgeschwebt.

Der Held jener französischen Kriminalgeschichte

heißt Eusebius Pieydagnelle, dessen angebliche Schlußrede vor dem Schwurgericht im „Neuen Pitaval" vollständig mitgeteilt wird. Dieser Mörder, der als eine pathologische Merkwürdigkeit bezeichnet wird, erzählt, wie er schon als Kind ein besonderes Vergnügen daran gefunden habe, bei einem benachbarten Metzger zuzusehen, wenn geschlachtet wurde. Die blutigen Hände der Fleischer, die langen Messer bereiteten ihm eine unsagbare Freude, der Geruch des frischen Blutes erregte sein Entzücken. Und so wurde er denn Metzger aus Passion. Er trank mit besonderm Wohlbehagen frisches Blut, und wenn er sicher war, daß niemand es bemerkte, verwundete er heimlich Tiere und sog das hervorströmende Blut auf. Er wurde in seinem Handwerk sehr geschickt, und „ich fühlte es als das Süßeste, wie das Tier unter dem Messer zitterte. Das fliehende Leben schlängelt sich der Klinge entlang und in die Hand herein, die das tödliche Werkzeug hält ... Der mächtige Anprall des wuchtig mit dem Schlägel geführten Kopfschlages, unter welchem der Ochse zusammenbrach, klang in meinen Ohren wie Sphärenmusik."

Am 15. Juni 1860 — so wird weiter berichtet — wurde nun ein Mord begangen. Man fand die Tochter eines Wirts mit einem Messer an den Küchentisch angeheftet. Der Mörder war dieser Eusebius, und er erzählt darüber wie folgt:

„Sie war ein braves, zuvorkommendes, liebes Mädchen. Es war bereits elf Uhr vorüber, als ich an

dem Gasthofe anlangte. Ich wunderte mich, durch die Ritzen der geschlossenen Fensterladen Licht schimmern zu sehen. Ich dachte an Lurotte — das ist der Name des Opfers —, aber nur in freundlicher Absicht. Die Tür stand halb offen, und ich trat ein. Lurotte schlief neben dem großen Herd. Sie war über einen langen Tisch in der Mitte der Küche gebeugt. Ihre Stirn lag auf ihren wie zum Gebet gefalteten Händen. Ihre weißen Arme hoben sich von dem roten Tischtuche ab. Ihr Hals war entblößt, und ihr schwerer, hochgesteckter Chignon ließ den üppigen unteren Haaren Raum, die lose auf den breiten Nacken herabwallten. Das flackernde Licht beleuchtete die üppigen Formen der schönen Schläferin in malerischer Weise. Lurotte war allein. Ich näherte mich ihr. Alles war still. Ich hörte nur ihre gleichmäßigen Atemzüge und das Ticken der Uhr ... Was sich nun meiner Sinne bemächtigte, ist so seltsam, daß ich nicht weiß, wie ich es in Worte kleiden soll. Sie können es nicht begreifen, wie mir zumute war, Sie müßten denn zuvor verrückt werden, so wie ich es auch war in jener Nacht. Als ich das schöne Mädchen ansah, dachte ich zuerst daran sie zu küssen. Ich beugte mich nieder, um meine Lippen auf ihren weißen Hals zu drücken. Aber ich hielt inne. Ich schaute den prächtigen Nacken an. Meine Pulse fingen an zu schlagen, meine Phantasie fing an zu arbeiten. Ich wähnte am Halse von Lurotte zwei lächelnde Lippen zu sehen, welche mir verlockende Küsse zusandten. Ich beugte mich tiefer, und siehe, die Lippen öffneten sich

immer weiter. Aber hinter ihnen sah ich nicht weiße Zähne, sondern perlendes, schäumendes Blut quoll hervor. Das alles sah ich. Und der Schweiß trat mir auf die Stirn ... Neben dem Mädchen lag ein langes, scharfes Küchenmesser. Bei meinem Eintreten hatte ich es nicht bemerkt, aber jetzt fiel ein Lichtstrahl auf die Klinge, und sie blinkte mir einladend entgegen. Ich wollte fliehen, aber ich konnte nicht. Ich schloß die Augen, aber ich sah ebenso deutlich. Es zog mich mit magnetischer Gewalt hin zu dem Messer. Ich ergriff es. Aber Gott weiß, ich wollte der Schläferin nichts anhaben. Und dennoch erhob ich den Arm und stieß ... Nun wollte ich fort. Ich konnte jedoch die Tür nicht finden. Das Blut schoß mir so gewaltig nach dem Kopfe und hämmerte so an den Schläfen, daß ich wankte und mich festhalten mußte, um nicht niederzustürzen. Endlich ergriff ich die Klinke der Tür. Ich eilte fort in die freie Luft. Da wurde mir wieder wohl. Ich stürmte nach Hause."

Die ganze hier geschilderte Szene stimmt in allem Wesentlichen, mitunter sogar im Wortlaute, überein mit der Mordtat Lantiers. Auch bei Lantier bricht die unbezähmbare Mordlust aus in dem Augenblick, da er küssen will. Auch er greift, ohne es zu wollen, durch eine geheime wie „magnetische Gewalt" getrieben, nach dem Messer, das unter der Lampe „einladend blinkt", und er stößt zu, ohne seinem Opfer ein Leid antun zu wollen. Er muß zustoßen.

Eusebius Pieydagnelle hat in derselben Weise noch

eine Reihe anderer Morde begangen. Er bezeichnet sich als eine „Tötungsmaschine“ und sagt: „Ich tötete niemals aus Haß, sondern ich mußte töten.“ Und auch viele andere Züge, die Eusebius von sich erzählt, stimmen mit denen Lantiers vollkommen überein. Wie Eusebius meidet Lantier den Umgang mit Menschen. Eusebius zieht sich in den Wald zurück, Lantier, der Lokomotivführer, vereinsamt sich auf seiner Maschine. Immer ist es der Anblick des Messers, der Schere, also eines spitzigen, schneidenden, blitzenden Instrumentes, niemals einer andern Mordwaffe, der den wahnsinnigen Blutdurst in ihm erweckt. Und auch Eusebius hat ganz dasselbe dunkle Gefühl, das Lantier beherrscht. Als er eines seiner Opfer zusammenbrechen sieht, sagt er: „Ich hatte die Empfindung, mich an ihm gerächt zu haben.“

* * *

Dieser Eusebius ist aber nicht das einzige Modell für Jacques Lantier gewesen. Auch das Bild eines andern Verbrechers hat dem Dichter bei der Gestaltung seines Lantier vor Augen gestanden.

Jener irre Mordgeselle, von dem der berühmte Psychiater Legrand du Saulle in seinem Werke: „De l'Epilepsie“ spricht, und dessen auch in Lombrosos Werk*) über den „Verbrecher“ Erwähnung getan wird,

*) Deutsche Bearbeitung von Dr. Fränkel, Hamburg, J. F. Richter, 1887.

heißt Thouviot*). Er ist der Enkel eines Apoplektikers, der Sohn eines Selbstmörders und einer öffentlichen Dirne.

Vergegenwärtigen wir uns nun, wie sich Jacques nach einer Schreckensnacht benimmt, als er die schlafende Geliebte am andern Morgen beim Sonnenlichte erblickt. Da überfällt ihn unbezwingliche Mordlust. Er kleidet sich in aller Eile an und läuft auf die Straße. Er muß morden. Er weiß noch gar nicht, wen. Er schleicht allen weiblichen Personen, die ihm zufällig in den Weg laufen, nach. Schon greift er nach der Mordwaffe. Lediglich durch zufällige, von seinem Willen unabhängige Umstände wird er daran verhindert, seine entsetzliche Lust zu befriedigen.

Und hören wir jetzt, was Legrand du Saulle über Thouviot zu berichten hat**): „Thouviot klagt über Anfälle von Betäubung und einen Zustand, in welchem er den Drang verspürt, irgendwen umbringen zu müssen. Während dieser Anfälle läßt es ihn nicht ruhig. Er muß irgendwelche Gewalttat begehen. Während eines solchen Anfalls verläßt er einmal seinen Laden, kauft ein Messer, verbringt die Nacht mit einer Buhlerin, überlegt am Morgen, ob er sie umbringen soll, geht dann mit dem Messer in der Tasche fort, irgendwen zu töten. Im Laufe des Tages schreibt er in einem

*) Dies ist der wahre Name des irren Verbrechers, nicht Thouriot, wie er irrtümlich in dem Werke Lombrosos genannt wird.

**) Siehe Lombroso, deutsche Bearbeitung, Seite 500.

Gasthofe, er werde jemanden umbringen, er wisse noch nicht, wen: ob die Magd oder die Wirtin. Die Magd bedient ihn, er tötet sie. Im Gefängnis ist er ruhig*)."

Den Grad von Glaubwürdigkeit, den Lombroso für seine wissenschaftlichen Feststellungen und Fol-

*) Über dieses Verbrechen finden wir in „Mon Musée criminel" von Macé, dem früheren Direktor der Kriminalabteilung in Paris, einige nähere Angaben, die wir ergänzend nachtragen: Am 12. Juni 1874, nachmittags zwei Uhr, trat der siebenundzwanzigjährige Thouviot, der, beiläufig bemerkt, eine sehr gute Gymnasialbildung genossen hat, in die Restauration des Herrn Gautier, 7 Rue Cujas, und bestellte ein Frühstück. Während des Frühstücks schrieb er in sein Notizbuch die folgenden Zeilen: „Seit dem Jahre 1866 werde ich von der Idee, ein Verbrechen zu begehen, verfolgt. Jetzt ist der Augenblick dazu da. Ich muß mir endlich Ruhe verschaffen. Mir gegenüber am Kassentisch befinden sich zwei Personen. Welche von beiden soll ich töten: die Kellnerin oder die Wirtin? Mir ist es einerlei. Die eine oder die andere muß sterben. Ich werde diejenige töten, die mir die Rechnung bringt." Darauf verlangte er seine Rechnung. Die Kellnerin Marie Cotard übergab sie ihm. Er erhob sich, und ohne ein Wort zu sagen, stieß er ein langes Dolchmesser in das Herz der Unglücklichen. Bei der Verhaftung fragte ihn der Polizeikommissar: „Hatten Sie Ihr Messer denn schon geöffnet?" Und Thouviot antwortete: „Natürlich! Mit diesem Dolch habe ich ja den Bleistift gespitzt, um meine fixen Ideen aufzuschreiben." Die Sachverständigen sprachen in ihrem Gutachten sich dahin aus, daß Thouviot im Sinne des Gesetzes unzurechnungsfähig sei. Er wurde in das Irrenhaus von Bicêtre gebracht, und am 25. Juni 1881 wurde er dort in seiner Zelle erhängt gefunden.

gerungen zu beanspruchen hat, haben wir an dieser Stelle nicht zu erörtern.

Daß aber ein angeborener, durch Vererbung überkommener Mordtrieb in Wahrheit vorhanden ist, darf nach den übereinstimmenden Untersuchungen der Fachgelehrten als eine tragische Wahrheit gelten. Ich selbst habe in der städtischen Irrenanstalt zu Dalldorf mehrere von diesem Mordwahnsinn befallene verbrecherische Irrsinnige kennen gelernt: den unglücklichen Wilhelm Mercker, der in einem epileptischen Anfalle eine Frau, bei der er ein Zimmer mieten wollte, und die er bei dieser Gelegenheit zum erstenmal sah, ohne irgendwelche Veranlassung niedergeschlagen und sich darauf in einem Briefe an die Frau selbst mit seinem vollen Namen als den Mörder bezeichnet; den Küfer Heise, der sich mitten in der Nacht von seinem Lager erhoben und ohne weiteres dem ihm befreundeten Schlafgenossen mit einem Rasirmesser die Kehle durchschnitten hat. In beiden Fällen war schwere erbliche Belastung nachzuweisen.

II

Andere

Ernst Sobbe — Eichinger — Berthold Rauscher

Auch der Mörder des Briefträgers Cossäth, Ernst Sobbe, wäre wohl den vom Mordwahn befallenen Unglücklichen beizuzählen. Aber der Fall liegt hier doch anders. Da kann vom Fluche der Erblichkeit nicht die

Rede sein. Sobbe entstammt einer guten bürgerlichen Familie — seine Eltern und Geschwister sind geachtete Leute in wohlgeordneten Verhältnissen; einige Mitglieder gehören zum Kreise der akademisch Gebildeten, sind Geistliche und höhere städtische Beamte; er selbst hat nie irgendeine böse oder gewalttätige Neigung verraten, hat eine gute Erziehung genossen, hat sich als Soldat musterhaft gehalten, hat überhaupt vorzügliche Führungsatteste und niemals Not gelitten. Im Vorleben Sobbes ist auch nicht eine einzige Handlung wahrzunehmen, die nur im entferntesten auf die Möglichkeit eines ernsteren Vergehens, geschweige denn eines schweren Verbrechens schließen ließe. Er war leichtlebig, freigebig und prahlte gern mit seiner körperlichen Kraft und seiner Geschicklichkeit als Reiter. Er besaß kleine Schwächen, aber anscheinend kein Laster. Alle, die ihn gekannt haben, rühmen vielmehr seine Gutmütigkeit, seine Freundlichkeit, seine Umgänglichkeit. Niemand hat je an ihm die geringste Extravaganz wahrgenommen, die auf eine geistige Überreizung oder psychisch krankhafte Bildung hingewiesen hätte. Sobbe war bis zu dem Augenblick, da er wegen des schwersten Verbrechens angeklagt vor seinen Richtern stand, in Wahrheit der „sympathische Mensch“, als welchen ihn der Staatsanwalt selbst bezeichnete.

Im Vorleben dieses Mannes steht die fürchterliche Tat, die Sobbe dem Scharfrichter überliefert hat, ohne irgendwelche Verbindung mit seinen sonstigen Handlungen völlig isoliert da.

Der Untersuchungsrichter Hollmann, der während seiner langjährigen Amtsführung mit den berüchtigtsten Verbrechern der letzten Jahrzehnte eingehend zu schaffen gehabt hat, dem alle Spielarten der Verbrecherklasse bekannt waren, den nichts mehr überraschte, sagte mir: in seiner Praxis sei ihm ein Verbrecher wie dieser Sobbe nie begegnet. Sobbe sei ihm ein vollkommenes psychologisches Rätsel geblieben. Hollmann fügte hinzu: „Ich war von den Verhören, die ich mit Sobbe anzustellen hatte, geradezu erschüttert. All die charakteristischen Merkmale der Mörder: theatralisches Prahlen, Eitelkeit, Roheit, Jähzorn, Heuchelei, fehlten bei diesem merkwürdigsten Exemplare des Verbrechertums. Er hat mich — auch das möchte ich als ein Unikum bezeichnen — während der langen Verhöre nicht ein einziges Mal auch nur in einer Geringfügigkeit zu beschwindeln und zu belügen versucht. Er hat stets die vollste Wahrheit gesagt. Nur einmal sagte er mir: „Ich bitte Sie, mir zu gestatten, diese Frage nicht zu beantworten, da ich sonst einen Namen nennen müßte, den ich durch die Beteiligung an meinem Prozeß nicht kompromittieren möchte. Die betreffende Persönlichkeit hat mit meiner Sache übrigens nicht das geringste zu schaffen, und die wahrheitsgemäße Beantwortung Ihrer Frage würde die klare Sache absolut nicht klarer machen. Ich bitte Sie also, darauf zu verzichten." Er benahm sich vom ersten Augenblick, da ich mit ihm zu tun hatte, bis zu dem Augenblick, da er aufs Schafott stieg, würdig, männlich, einfach. Er empfand die tiefste Reue. Er sehnte sich

2*

nach der Vollstreckung seiner Strafe wie nach einer Erlösung. Aber er bewahrte eine geradezu erstaunliche Festigkeit und Ruhe in der Haltung. Ich wußte, welches fürchterliche Verbrechen dieser Mann begangen hatte. Er erzählte es mir in allen seinen grauenhaften Einzelheiten. Und trotz alledem konnte ich mich eines Gefühls der Sympathie nicht erwehren. Ich habe niemals einen Verbrecher so bedauert wie diesen."

Ganz denselben Eindruck habe ich auch von meiner Begegnung und Unterredung mit Sobbe gewonnen. Wenn man diesen jungen hübschen, etwas über mittelgroßen Mann mit seinen treuen guten Augen, seinem kleinen koketten Schnurrbart, seinem gepflegten Äußern, vor sich sah und ihn hörte, wie er sich mit einem leichten Anfluge Harzer Dialekts in der Sprache der Gebildeten einfach und klar ausdrückte, so mußte es jedermann vollkommen unfaßbar erscheinen, wie dieser ruhige stille Mensch eines so fürchterlichen Verbrechens sich hatte schuldig machen können. Von seinen Anverwandten, von seinen Freunden, von allen, die mit ihm in Verkehr getreten sind, ist denn auch ausgesagt worden, daß Sobbe sich niemals irgendwelche Roheit oder Gefühllosigkeit habe zuschulden kommen lassen. Er war seines freundlichen Wesens wegen allgemein beliebt.

Und auf einmal taucht in diesem Manne der Mordgedanke auf!

Sobbe besaß den begreiflichen Ehrgeiz, seinem kleinen Kolportagebuchhandel größere Verhältnisse zu

geben. Aber dies natürliche Verlangen war keineswegs übertrieben. Niemals hat er Klage darüber geführt, daß es ihm schlecht ginge, und niemals das Verlangen nach einer glänzenderen Stellung in ungestümer oder auch nur auffälliger Weise geäußert ... Eines Abends fährt Sobbe mit einem Stoß Bücher, die er auf der Messe abzusetzen hofft, von Magdeburg nach Braunschweig.

Um die Zeit der langweiligen Fahrt zu kürzen, nimmt er ein Zeitungsblatt, in das einige Bücher eingeschlagen waren, zur Hand und liest darin. Es war zufällig eine alte Nummer der „Neuen Freien Presse" mit den ersten ausführlichen Berichten über den Briefträgermörder Francesconi. „Da auf einmal, ganz plötzlich, schoß mir der Gedanke auf: Du mußt einen Briefträger ermorden! Mit dem Gelde, das du ihm abnimmst, kannst du dir eine große, selbständige Stellung schaffen!" Er liest die Geschichte noch einmal. Er hat von der Sache vorher nichts gewußt; er hat sich auch nie darum bekümmert, wie sie verlaufen ist.

Daß Francesconi die wohlverdiente Strafe für sein Verbrechen empfangen hat, hat er erst während der Untersuchungshaft erfahren.

Nun bemächtigt sich der Mordgedanke Sobbes mit fürchterlicher Gewalt. Die Plötzlichkeit, das Unerwartete des verbrecherischen Entschlusses verblüfft ihn zunächst und ängstigt ihn; aber er kann den Gedanken nicht abschütteln. Er erstickt alle edleren Regungen, jedes sittliche Gefühl. Und der Unselige, in dessen Gehirn

dieser Gedanke entstanden ist, findet keine Ruhe und Rast, bis er die blutige Tat verübt. „Es schrie mir Tag und Nacht in die Ohren: Du mußt den Briefträger ermorden!"

Er ist in Braunschweig säumig und zerstreut. Er kehrt nach Magdeburg zurück. Er erzählt seinen Verwandten, daß er eine Geschäftsreise nach einigen kleinen Städten unternehmen müsse, und begibt sich nach Berlin. Von Berlin fährt er viermal nach Potsdam hinüber und macht Posteinzahlungen an sich selbst unter dem falschen Namen, den er sich beigelegt hat. Dreimal scheitert sein Vorhaben. Endlich findet er den traurigen Mut zur Tat. Er begeht die Tat in der denkbar unvorsichtigsten Weise ... Als der Briefträger, den er erwartet, anläutet, kommt die Wirtin aus der Küche, gleichzeitig mit ihm, um zu öffnen. Er schickt die Wirtin fort und sagt ihr: „Ich erwarte eine Geldsendung; es wird wohl der Briefträger sein." Die Wirtin sieht den Briefträger in der Tat in die Wohnung eintreten. Sobbe führt ihn in sein Zimmer. Er verschließt nicht einmal die Tür. Im Nebengemach — das ist die Küche — befindet sich, wie er sehr wohl weiß, die Wirtin. Er bietet dem Briefträger ein Glas Bier an und fordert ihn auf, sich zu setzen, während er den Empfangschein unterzeichnet. Sobald der Unglückliche auf dem Stuhl sitzt, holt Sobbe aus der Schlafrocktasche den dort verborgenen Hammer und führt mit furchtbarer Kraft einen Schlag gegen ihn. Dieser erste Schlag hatte eine solche Wucht, daß die Pro-

filierung des Hammers einen tiefen, scharf umgrenzten Eindruck im Schädel des Ermordeten hervorgerufen hat. Schon dieser erste Schlag war absolut tötlich. Lautlos war Cossäth vom Stuhle gesunken. „Was nun geschehen ist," sagt Sobbe in wörtlicher Übereinstimmung mit Eichinger, „kann ich nicht sagen. Ich müßte lügen, wenn ich darüber genaue Angaben machen wollte. Ich glaube, ich habe noch drei-, viermal mit dem Hammer auf den Briefträger losgeschlagen." Tatsächlich sind noch ungefähr zwanzig Hammerschläge durch die Autopsie konstatiert worden. Als der Präsident diese Feststellung Sobbe vorhielt, gab der Mörder zur Antwort: „Das kann sein. Ich weiß eben nicht, was geschehen ist. Ich hätte aber nicht geglaubt, daß ich so oft geschlagen habe. Ich stelle es durchaus nicht in Abrede. Ich sage nur der Wahrheit gemäß: ich weiß es nicht." Sobbe hat alsdann dem Erschlagenen das Bargeld in geringem Betrage und einige Wertbriefe, die ebenfalls nur geringfügige Beträge enthielten, abgenommen. Er hat sich aber, obwohl er noch lange Zeit im Zimmer geblieben ist und sich bis auf die Beinkleider umgezogen hat, nicht einmal die Mühe gegeben, die vorgeschnallte Tasche des Briefträgers genau zu durchsuchen. Die Briefe mit den großen Wertbeträgen, in denen mehrere tausend Mark enthalten waren, wurden unversehrt bei der Leiche vorgefunden. Aus Sobbes Äußerungen und aus seinem ganzen Verhalten gewann man die Meinung, daß Sobbe, nachdem er die verbrecherische Tat, zu der er sich mit unwider-

stehlicher Gewalt hingedrängt gefühlt, einmal begangen hatte, auf die habgierige Ausnützung nur noch geringeren Wert legte. Vom Vorsitzenden des Gerichtshofes wiederholt in dringlichster Weise dazu aufgefordert, über die Motive zu dem Verbrechen, das mit dem Vorleben Sobbes und mit seinem Wesen durchaus nicht in irgendeinen Zusammenhang zu bringen war, Aufschluß zu geben, wiederholte er beständig und mit dem Ausdruck der vollsten Aufrichtigkeit: „Ich kann nichts anderes antworten, als: es ließ mir keine Ruhe. Es war mir, als wenn mir beständig jemand ins Ohr riefe: Du mußt den Briefträger ermorden!"

Nach vollbrachter Tat läuft er wie ein Irrer durch die Straßen, von der Adalbertstraße nach dem Schlesischen Bahnhof, von da nach dem Potsdamer Bahnhof. ... Dann kehrt er nach Magdeburg, von wo er gekommen war, zurück.

Vierundzwanzig Stunden lang bleibt das Verbrechen überhaupt unentdeckt. Alsdann macht es das gewaltigste Aufsehen. Sobbe verweilt volle acht Tage in Magdeburg bei den Seinigen. Er unternimmt nicht den geringsten Fluchtversuch, obgleich er täglich in den Zeitungen liest, wie die Polizei auf den Mörder des Briefträgers fahndet. Ja, er rührt sich nicht vom Flecke, als sein Name bereits als der des Mordes Verdächtige in den Zeitungen genannt worden ist! Er läßt tatlos, stumpf, noch volle achtundvierzig Stunden vergehen, bis ihn die Polizei abführt.

In der öffentlichen Verhandlung erklärte er auf

eine Anfrage des Vorsitzenden: er habe niemals an Flucht gedacht. „Ich konnte ja doch nicht vom Flecke," fügte er charakteristisch hinzu.

Zur Erklärung dieses Verbrechens sind also weder stichhaltige subjektive noch objektive Gründe anzuführen. Sobbe war keine gemeine Verbrechernatur, und die Habsucht kann nicht als genügendes Motiv für diesen Mord angeführt werden. Sobbe lebte keineswegs in schlechten Verhältnissen. Er hatte sogar bemittelte Verwandte, mit denen er auf bestem Fuße stand, und er selbst hatte sein anständiges Auskommen.

Das ist das Rätselhafte: Sobald einmal das Gehirn das Ungeheuer des Mordgedankens gebiert, reißt es ungestüm alle von den Sittlichkeitsbegriffen aufgerichteten Schranken nieder und die „bête humaine" verschlingt, wie das aus dem Käfig entsprungene Raubtier, alles, was sich ihr in den Weg stellt. Der plötzlich erstandene Mordgedanke ruft akustische Halluzinationen hervor; die Mörder hören die Stimmen, die sie warnen, die sie zum Verbrechen treiben.

Es ist allerdings eine Art Wahnsinn, eine jener ganz abnormen, verbrecherischen Handlungen, wie sie besonders von geisteskranken Epileptikern begangen werden. Wenn nun auch wissenschaftlich feststeht, daß die von epileptischem Irrsinn Befallenen nicht immer die äußerlich wahrnehmbaren Zuckungen zu haben brauchen, so erscheint bei Sobbe die Annahme, daß hier verborgene Epilepsie vorliege, doch wenig gerechtfertigt. Nichts spricht für die Berechtigung einer solchen An=

nahme, alles dagegen. Er stammte, wie wir nochmals hervorheben wollen, aus guter Familie, war erblich in keiner Weise belastet, körperlich wohlgebildet. Die sorgfältigste ärztliche Untersuchung vermochte keinerlei Anomalie des Schädels, keinerlei krankhafte Symptome aufzuweisen. Sobbe machte, mit einem Worte, den Eindruck eines ganz gesunden, durchaus normalen Menschen, in dessen Dasein eben nur diese eine unerklärliche schreckliche Tat die Gesetze seines psychischen und physischen Organismus durchbrochen hat.

* * *

Mit Sobbe und der Ermordung Cossäths weist der Wiener Eichinger, der (im Frühling 1895) seinen Chef, den Rechtsanwalt Dr. Rothziegel erschlug, im wesentlichen merkwürdige Übereinstimmungen auf, so weit sie in den Motiven zur Tat auch voneinander abweichen. Für das Verbrechen des ruhigen, freundlichen, in geregelten Verhältnissen lebenden Sobbe läßt sich ein einigermaßen plausibles Motiv überhaupt nicht anführen. Eichinger ist leichtsinniger, leidenschaftlicher. Nicht frivole Genußsucht, nur die bitterste Not treibt ihn zu unüberlegten und unlautern Streichen, treibt ihn schließlich zur Verzweiflung. Er liebt ein schönes Mädchen herzlich. Er hat seiner Liebe seinen Glauben, seinen Beruf freudig geopfert, mit der Geliebten gedarbt und gehungert. Er ist in tief gedrückter Stimmung. Er hat dringende Zahlungen zu leisten, er weiß nicht, woher er das Geld nehmen soll. Er denkt an Ver-

wandte und Bekannte, die vielleicht in der Lage wären, in von seinen Sorgen zu befreien. Er sieht nirgends Hilfe.

In dieser Stimmung tritt er in eine Stehbierhalle in der Kärntnerstraße ein. Er läßt sich ein Glas Bier geben. Und ein zweites. . . .

Der Augenblick, in dem der verbrecherische Gedanke zum erstenmal sich regt, ist der Treffpunkt, wo der Wiener Eichinger und der Berliner Sobbe sich begegnen. Nun häufen sich die Übereinstimmungen zwischen den beiden in überraschender Weise. Sie wählen sogar dieselben Worte, um das Unerklärliche zu erklären.

Eichinger starrt in dumpfem Brüten in sein halbgeleertes Glas. „Da auf einmal" kommt ihm der Gedanke, „ganz eigentümlich," wie er sagt, „es ist mir so eingefallen," daß er seinen Chef Dr. Rothziegel ermorden werde und müsse. „Der Gedanke setzte sich mir so im Kopf fest, daß ich an nichts anderes mehr denken konnte. Ich habe nichts mehr gesehen und nichts gehört, gar nichts."

Und nun erinnert er sich des Auftrages, den ihm sein Chef vor einiger Zeit gegeben hat: daß er einen starken Hammer kaufen solle; und als er den Hammer hat, macht er sich klar, daß er damit das geeignete Werkzeug besitze, um seinen Plan durchzuführen.

Nun macht er sich auf den Weg nach der Kanzlei. Er sieht und hört nicht, was um ihn vorgeht. Er erkennt keinen Menschen. Er weiß nicht einmal, wo er ist.

Er bleibt plötzlich stehen. Er hört eine innere Stimme: „Kehre zurück und gehe nicht!"

Aber dann fängt's wieder an in seinem Kopfe zu hämmern und zu bohren. „Der Gedanke war so festgesetzt, ich konnte ihn nicht mehr herausbringen."

Er betritt das Bureau, spricht mit dem Chef, setzt sich an den Schreibtisch. Der Gedanke, daß er den Rechtsanwalt ermorden müsse, geht ihm beständig im Kopf herum. Es kommt zu einer geringfügigen Auseinandersetzung, die unter gewöhnlichen Verhältnissen gar nichts zu bedeuten gehabt hätte; aber diese Geringfügigkeit genügt nun, um den im Gehirn schon ausgereiften Gedanken alsbald in fürchterliche Tat umzusetzen. Er schlägt mit dem Hammer auf den Unglücklichen los. „Was dann weiter geschehen ist, kann ich in der Reihenfolge nicht sagen. Ich müßte lügen, wenn ich es sagen wollte."

Ist's nicht, als ob man Sobbe sprechen hörte?

Auch die Ausübung der beiden Verbrechen, die Haltung, welche die Täter während der Ermordung selbst und nach begangenem Verbrechen bis zur öffentlichen Darlegung vor dem Gerichte beobachten, weist eine ganz merkwürdige Übereinstimmung auf. Hier wie dort dient der schwere Hammer, den sie eben gekauft haben, als Mordwaffe; hier wie dort dieselbe überflüssige Roheit und Grausamkeit, die fürchterliche und zwecklose Verstümmelung des Opfers. Beide erinnern sich nur des ersten, entscheidenden Schlages, den sie geführt haben; von dem, was weiter geschehen ist, haben

sie nur noch dunkle Vorstellungen. Man darf ihren Angaben Vertrauen schenken, denn beide haben dieselbe bei gewöhnlichen Verbrechern so überaus selten wahrzunehmende Eigenschaft: Sobald sie nach kurzem Leugnen zu einem Geständnisse sich entschlossen haben, sagen sie die vollste Wahrheit bis in die geringfügigste Einzelheit hinein. Ihrem umfangreichen und vollständigen Geständnis gegenüber erscheinen die Zeugenaussagen nur noch als ein formaler Apparat. Sie selbst erbringen den unumstößlichen, in allen Gliedern fest verbundenen Beweis ihrer großen Schuld.

* * *

Den beiden, Sobbe und Eichinger, die von Hause aus keineswegs schlecht geartet, sogar mit sympathischen Charaktereigenschaften ausgestattet, anscheinend jeder Roheit und Gewalttätigkeit unfähig, sich des rohesten und gewalttätigsten Verbrechens schuldig machen, reiht sich ein Dritter an: Berthold Rauscher aus Rauenstein.

Nur für die Darstellung dieser „Pfingstgeschichte vom Lande," der ich den Titel „Und es geschah ein Brausen" gegeben, habe ich die freiere Form der Erzählung gewählt. An der Sache habe ich nicht das geringste geändert.

Ich hab' der Verhandlung vor den Meininger Geschworenen beigewohnt. Am 26. Oktober 1898.

* * *

In dem kleinen Häuschen unten am Berge wohnten arme Leute. Zwei Familien: Kranichs und Rauschers.

Rauschers waren die ärmeren. Denn der alte Rauscher, den sie im vorigen Frühling begraben hatten, hatte eine lange Krankheit durchgemacht. Und langsam sterben kostet noch mehr, als lange leben. Die Mutter, eine kleine gebrechliche Frau, hatte niemals viel verdienen können. Sie war froh, wenn sie für einen gelegentlichen Aushilfedienst oben von der Herrschaft in der Fabrik mit ein paar Mark entlohnt wurde. Das kam aber selten vor. Aber sie war eine ordentliche, sparsame Frau, die jeden Groschen dreimal herumdrehte, ehe sie ihn ausgab. Und solange ihr Mann lebte und tüchtig arbeiten konnte, ging es zur Not. Es ging sogar ganz leidlich, seitdem die beiden Kinder herangewachsen waren.

Das älteste, ein Mädchen, Charlotte, von ebenso zarter und hinfälliger Körperbeschaffenheit wie der Vater, wie die Mutter, hatte sich mit dem ältesten Sohne ihrer Hausgenossen, mit Christian Kranich, verheiratet, der sich als Bäcker ein schönes Stück Geld verdiente. Für die war also ausgesorgt.

Ihr jüngerer Bruder hieß Berthold. Er hatte gleich nach seiner Konfirmation oben in der Porzellanfabrik Arbeit gefunden, und sein Wochenlohn, so bescheiden er auch war, kam dem kleinen Haushalt doch sehr zustatten. Vater und Sohn gingen nie ins Wirtshaus, die Mutter wirtschaftete umsichtig. Keines verlangte vom Schicksal mehr, als eben das liebe Leben zu haben. Und so kam es, daß in dieser glücklichsten, wenn auch immer noch freudeleeren Zeit Mutter Rauscher ein paar

Notpfennige beiseite legen konnte ... Aber dann kamen die bösen Tage. Die Erkrankung des Mannes, seine Arbeitsunfähigkeit, und der Arzt, und der Apotheker, und das teure Begräbnis ...

Wenn Berthold, der inzwischen zwanzig Jahre alt geworden war, jetzt auch schon so viel verdiente, daß er für sich allein hätte durchkommen können — zum Unterhalte der Familie mit dem kranken Vater hatte es nicht gelangt. Da hatte also der Schwager, der Bäcker, aushelfen müssen. Bei dem herrschte aber auch kein Überfluß; denn da war inzwischen ein Kind gekommen. Und so hatte denn Berthold seine liebe Not, die Schulden abzuzahlen und für seine Mutter und sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Manchmal wurde es ihm recht schwer. Umsomehr, als Berthold wie seine Angehörigen schwach und schlaff war und bei der Arbeit leicht ermüdete. Er lahmte. Er hatte also auch niemals einen Tanzboden betreten können. Es war ihm eigentlich ganz recht; denn dadurch war er der Versuchung zum Geldausgeben entgangen. Aber er hatte auch noch einen anderen Grund, sich dem fröhlichen Treiben seiner Altersgenossen fernzuhalten. Er hatte einen Sprachfehler. Er konnte einige Buchstaben überhaupt nicht aussprechen, und seine Stimme hatte einen unschönen, gaumigen Klang. Die anderen lachten ihn aus, wenn er den Mund auftat, und das wurmte ihn. Es wallte zornig in ihm auf, er wollte den Spöttern eine derbe Antwort geben. Der Ausdruck versagte ihm, er mußte es hinunterschlucken. Er wollte in seiner ge-

steigerten Wut dem ersten besten an die Kehle springen. Springen? Sein lahmer Fuß erinnerte ihn daran, daß er ein Krüppel war. Und die jungen Leute, die ihn hänselten, waren vierschrötige starke Burschen. Da humpelte er dann in großer Erregung, die allmählich in tiefe Traurigkeit umschlug, nach Hause. So lebte er nun mit seiner armen, sorgenden Mutter ganz für sich allein.

Den Kranichs, die im oberen Stockwerk wohnten, ging es viel besser. Die Mutter hatte schon ein paar hundert Taler mit in die Ehe gebracht, der Vater war ein gut bezahlter Arbeiter der Fabrik, der Sohn selbständig und aus dem Hause; und seit ihrem fünfzehnten Jahre verdiente auch die einzige Tochter: Milda. Zwischen den beiden Familien herrschte vollkommene Eintracht.

Schon in früher Kindheit hatte Berthold eine sehr innige Zuneigung zu dem lustigen, blühenden, hübschen Nachbarskinde gefaßt. Und auch sie war ihm gut. Sie verstand ihn wohl besser als die anderen; er tat ihr leid. Holder nannte sie ihn. Berthold war froh, wenn er in ihrer Nähe sein konnte, und sie duldete ihn gern wie einen alten, treuen Hund, — wenn er ihr manchmal auch ein bißchen unbequem war.

Es war ein großer Schmerz für ihn, als Kranichs ihre enge Wohnung in dem elenden Häuschen aufgaben. Ihre Mittel hatten es ihnen gestattet, oben auf dem Berge, hart an der Fabrik, ein bescheidenes Anwesen käuflich zu erwerben. Als die letzten Geräte aus der

Wohnung herausgeschleppt waren und Milda ihm die Hand zum Abschied reichte, sagte er: „Schade!"

Sie sahen sich zwar noch täglich auf dem Hofe in der Fabrik; am Sonntag besuchte Berthold Kranichs mitunter, da kannte man ihn ja und verlangte nicht von ihm, daß er an der Unterhaltung teilnahm. Ihm genügte es schon, wenn er mit Milda zusammen sein konnte. Aber mit der Innigkeit von ehedem war es doch vorbei. Milda kümmerte sich auch augenscheinlich immer weniger um ihn.

Sie hatte sich in den letzten Jahren zu einer Art Dorfschönheit herausgemacht. Eine üppige Blondine mit starken Hüften, mit gewöhnlichen, aber keineswegs unschönen Gesichtszügen, frischen Farben, schelmischen blauen Augen und gesunden Zähnen. Wegen ihrer Lustigkeit war sie allgemein beliebt, obwohl ihr leichtsinnige Streiche aller Art nachgesagt wurden. Sie war die Erste und Letzte auf dem Tanzboden, wurde von allen jungen Leuten umschwärmt, und wenn einer etwas draufgehen ließ, so mußte Milda jedesmal als heiterster Gast dabei sein. So trieb sie es jahrelang. Aber sie war eben ein liebenswürdiges Geschöpf, und kein Mensch verdachte es ihr. Seit ein paar Wochen hatte sie einen Schatz, den Kutscher des Fabrikherrn, der auch die ernste Absicht hatte, Milda zu heiraten. Er hatte nur ein bißchen Angst vor ihrem leichten Sinn und wollte noch ein Jährchen warten.

Milda hatte ihr neunzehntes Jahr vollendet und blühte herrlich in der Jugend Prangen, während Bert-

hold von schlechtem Blut, von klein auf kümmerlich genährt, in gewohnheitsmäßiger Entbehrung aufgewachsen, engbrüstig und siech, abseits im Schatten stand. Unendlich traurig blickten seine dunklen Augen in die Welt, die ihm so wenig Freude bot. Auf seinem langen, ziemlich schmalen Schädel starrten die kurz geschorenen Haare wie eine Bürste auf. Seine Gesichtsfarbe war fahl mit graugrünlichem Schatten — die unheimliche Farbe des Fabrikarbeiters, der von Kindheit an in schlecht gelüftete Räume eingesperrt wird und sich fast niemals Bewegung in freier Luft macht. Kein Mensch kümmerte sich um ihn — auch Milda nicht, die sich in der Gesellschaft von hübscheren und flinkeren Burschen wohler fühlte. Aber sie war ihm trotzdem gut geblieben; und begegneten sie sich, so war sie herzlich zu ihm. Daß ihr lustiger Lebenswandel dem unbeholfenen und schweigsamen Freunde naheging, ahnte sie nicht. Er brachte kein Wort über die Lippen, und die unausgesprochenen Gefühle stauten sich in ihm auf und wurden stärker und stärker. Er konnte nur noch an Milda denken, die es unbefangen und frohlebig so weiter trieb, wie er es nun schon so lange beobachtet hatte. Alles, was er von ihr hörte und sah, gab ihm einen Stich ins Herz. Die Eifersucht auf den Kutscher raubte ihm die Ruhe der Tage und den Schlaf der Nächte. Er mußte einmal vernünftig mit ihr sprechen. Er mußte vor ihr sein Herz ausschütten und ihr sagen, daß er sie viel lieber habe als alle anderen und es treuer mit ihr meine. Sie solle nur zu ihm kommen.

Er lud sie ein, und Milda kam. Er gab ihr fünfzig Pfennige; dafür holte sie zwei Flaschen Bier, die zweiundzwanzig Pfennige kosteten. Achtundzwanzig Pfennige gab sie ihm zurück. Sie saßen einander gegenüber in dem engen Stübchen, während die Mutter nebenan in der Küche zu schaffen hatte. Milda allein führte das Wort. Sie allein sprach auch dem Getränke zu, während er das halb gefüllte Glas unangerührt vor sich stehen ließ und sie mit seinen schwermütigen Augen beständig anblickte. Holders Schweigsamkeit fiel ihr nicht auf; sie kannte ihn ja. Nach etwa einer Stunde stand sie auf. Sie hatte ihm alles erzählt, was sie wußte, und es war schon spät geworden, etwa neun Uhr. Nun erhob sich auch Berthold. Und als sie ihm die Hand zum Abschied reichte, sagte er: „Ich bringe dich."

Sie traten hinaus in den wundervollen, milden Frühlingsabend. In gewöhnlichem Schritt braucht man kaum zehn Minuten, um von der Rauscherschen Wohnung zu dem Kranichschen Häuschen zu gelangen, aber sie gingen sehr langsam, und es waren wohl zwanzig Minuten verflossen, als sie oben ankamen. Berthold war immer zwei oder drei Schritte hinter Milda hergehumpelt. Unterwegs hatten sie kein Wort gewechselt. An der Haustür streckte ihm Milda die Hand entgegen und sagte: „Danke schön! Schlaf süß, Holder! Gute Nacht!"

„Gut Nacht!"

Die Tür schloß sich. Berthold, den der Weg

3*

bergan immer anstrengte, blieb eine Weile vor dem Hause stehen. Wohl ziemlich lange. Denn er sah, daß in einer Stube ein Licht angezündet wurde, und als es gelöscht wurde, war er noch immer da. Er beachtete es kaum. Er hatte Milda so vieles sagen, ihr Vorwürfe machen und ihr gestehen wollen, wie gut er ihr war. Es hatte in ihm gewallt und gesiedet wie in dem Dampfkessel da oben in der Fabrik. Aber das Wort war ihm in der Kehle stecken geblieben. Als sie vorhin so leichtfüßig und drall vor ihm hergeschritten war und sich einmal nach ihm umgewandt und ihren Schritt verlangsamt hatte, um ihn wieder nahe an sich herankommen zu lassen, da war es auf einmal über ihn gekommen: da hätte er sie leidenschaftlich umarmen und küssen mögen. Sie hätte sich wohl darüber gewundert, aber gewiß nicht gesträubt, denn sie hatte Holder gern. Aber er war wie gelähmt; sie ging ruhig ihres Weges weiter, und er hinkte hinterdrein. Jetzt, da er in der stillen, warmen Nacht vor dem dunklen Häuschen stand, stöhnte er dumpf auf. Er erschrak über den eigentümlichen Laut, der sich seiner Brust entrungen hatte, und schleppte sich nun schwerfällig nach Hause. Er zündete kein Licht an. Er entkleidete sich nicht und schlief nicht.

Das hatte sich am Samstagabend vor Pfingsten zugetragen.

Berthold war kein Kirchgänger. An den hohen Festtagen aber begleitete er seine Mutter ins Gotteshaus. Das war von Kindheit an so gewesen, und dabei war es geblieben.

Als Milda an der alten Frau Rauscher und ihm vorüberging, um ihren Platz auf einer der vorderen Bänke einzunehmen, hatte sie ihnen artig zugenickt. In ihrem hellen Sonntagskleide war sie schöner als alle anderen.

Berthold sah nur sie, ihren weißen Hals, ihren kleinen runden Kopf mit dem üppigen ährenblonden Haar, das sie für den Festtag mit besonderer Sorgfalt geordnet hatte. Er sah nur sie und folgte der Predigt mit geringer Andacht. Nur einige Worte der Pfingstepistel, die der Pastor verlas, blieben in ihm haften und hallten wieder: das „Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes, der das ganze Haus erfüllte" — das glaubte er schon gehört zu haben. Und wie sich alle verwundern und entsetzen, irre reden und einer zum andern spricht: „Was will das werden?" — das kam ihm so vertraut vor, das verstand er.

Er ließ seine Mutter vorangehen und wartete an der Kirchentür.

Als Milda heraustrat, redete er sie an:

„Willst du heute zu mir kommen?"

„Heute? Das tut mir leid! Heute geht's nicht. Ich habe mich verabredet."

„Und morgen?"

„Morgen?" wiederholte Milda gedehnt und zögernd. „Ich will sehen ... wenn ich kann, komme ich morgen auf einen Sprung zu euch ... So gegen Abend. ..."

„Ich warte."

„Aber bestimmt versprechen tu' ich's nicht."

„Ich warte."

Sie hatte es eilig, loszukommen. Sie nickte ihm zu und entfernte sich leichtfüßig. Sie ging nicht nach Hause, denn sie bog in die Seitengasse ein. Da hatte Berthold eben noch den Kutscher an der Ecke stehen sehen. Er folgte mühselig. Als er an die Gasse kam, blickte er hinein. Aber da war kein Mensch mehr. Ein Kätzchen putzte sich festtäglich in der Sonne. Sonst kein lebendes Wesen.

„Bist du krank?" fragte ihn die Mutter bei Tisch; denn er hatte von dem Feiertagsmahle, das immer besser war als das alltägliche, so gut wie nichts genossen. Berthold verneinte stumm.

Am Abend war Tanz im Wirtshause ...

Am zweiten Feiertage ließ Berthold die Mutter allein in die Kirche gehen.

Regungslos standen die Bäume in ihrem frischen grünen Blätterschmucke. Die Sonne schien. Am blauen Himmel schwebten nur in der Tiefe einige langgezogene, duftig graue, durchsichtige wolkige Striche. Tauben kreisten und wogten in schillerndem Zuge. Manchmal gackerte eine Henne. Der Flieder duftete.

Berthold wartete. Er stützte die Stirn auf die Handfläche und schloß die Augen, denn er fühlte, daß ihm das Blut heißwellig zu Kopfe stieg. Da hörte er wieder das Brausen als eines gewaltigen Windes, und es fragte ihn: „Was will das werden?"

„Laß mich nur, Mutter!" wehrte er ab, als ihn

Frau Rauscher wie am Tage vorher gefragt hatte, ob ihm etwas fehle.

Er ging in sein Stübchen und setzte sich da ans offene Fenster. Er wartete.

Gegen Abend sah er Milda am Arme des Kutschers lachend vorübergehen. Sie warf wohl einen flüchtigen Blick auf das Häuschen, aber sie sah ihn nicht. Im Stübchen war es ja schon ganz dunkel, und die beiden hatten keine Zeit zu verlieren. Denn von ferne her hörte man schon undeutlich die mißlautenden Klänge der Tanzmusik. Je weiter der Abend vorrückte, desto vernehmlicher wurde die Begleitung durch den Brummbaß und das schrille Tuten der arg verstimmten Trompete.

Berthold saß noch immer am offenen Fenster. Er hatte die schmalen Lippen fest geschlossen und blies den Atem durch die zitternden Nasenflügel. Von Zeit zu Zeit zog er das Taschentuch und schneuzte sich.

Gegen Mitternacht verstummte die Musik, und es wurde nun auf kurze Zeit lebendiger im stillen Dorfe. Nun zogen auch verschiedene Pärchen bei ihm vorüber — gewiß auch Milda mit ihrem Kutscher. Im Dunkel der Nacht konnte er die einzelnen nicht erkennen. Aber er hörte ein Lachen, das er kannte.

Schon lichtete sich der Himmel im Osten; schon wurden da milchige Flocken sichtbar, die sich bald zitronengelb färbten, dann in ein zartes duftiges Rosa übergingen und endlich im blendenden Brande flüssigen Goldes erstrahlten. Die Sonne ging auf. Berthold erhob sich mühselig von seinem Stuhle, auf dem er

lange, lange Stunden unbeweglich gesessen hatte. Er fühlte sich wie zerschlagen. Er warf den Kopf nach hinten, reckte die kümmerliche, schmale Brust vor und machte mit den Armen einige Male ruckhafte Bewegungen. Dann steckte er den Kopf in das Waschbecken, das er mit kaltem Wasser gefüllt hatte, und rieb sich mit dem rauhen Handtuch tüchtig ab. Er fühlte sich jetzt etwas frischer. Und als er in der Nebenstube die schlürfenden Schritte seiner Mutter hörte, öffnete er die Tür.

„Schon so zeitig auf?" rief Frau Rauscher verwundert und setzte etwas beunruhigt hinzu: „Du wirst mir doch nicht krank werden?" Berthold schüttelte den Kopf. „Ich will dir nur gleich Kaffee machen, das Wasser muß bald kochen."

Als sie sah, mit welcher Gier Berthold das heiße Getränk herunterschlürfte und den dicken Schnitt Schwarzbrot fast ohne zu kauen verzehrte, lächelte sie befriedigt und sagte: „Nein, du bist nicht krank."

Gleich nach dem Frühstück stand Berthold auf und nahm seine Mütze vom Haken nahe der Tür.

„Willst du denn schon in die Fabrik? Es ist ja noch viel zu früh! Vollends heute . . . am dritten Feiertag."

„Macht nichts." Er nickte seiner Mutter zu und ging davon.

Inmitten des Weges bergan blieb er plötzlich stehen. Er erhob die Rechte ein wenig, bis auf Brusthöhe, und bewegte die Hand mit aufgestrecktem Zeigefinger einige-

mal auf und nieder, etwa wie es der Lehrer macht, wenn er seinem Schüler etwas schwer Verständliches verdeutlichen will. Dabei starrte er unausgesetzt vor sich hin auf einen etwas helleren Stein, der am Wege lag und im sonnigen Frühlichte glitzerte. Dann ging er schneller weiter.

Auch der Aufseher wunderte sich darüber, daß Rauscher das Tagewerk schon so früh beginnen wolle. Aber er kannte ihn ja als einen Sonderling.

Berthold wurde seit einiger Zeit mit dem Einpacken der feineren und leichtzerbrechlichen Waren beschäftigt. In dem kleinen Raum war er allein tätig. Er sah sich um, nahm eine Papptafel, wie sie zu Mustersendungen benutzt werden, und einen Zimmermannsbleistift, der dalag, und schrieb nun etwas darauf. Langsam, ungelenk, mit großen, kindischen Buchstaben. Mit dieser Arbeit war er kaum fertig, als es auf dem Fabrikhofe lebendiger wurde. Die Arbeiter und Fabrikmädchen suchten ihre Werkstätten auf.

Als Milda vorüberging, rief er sie an. Sie trat ein und begrüßte ihn freundlich lächelnd: „Guten Morgen, Holder!"

„Lies das!"

Er reichte ihr die Papptafel, die Milda etwas zögernd und verwundert in die Hand nahm.

„Lies es laut!"

Sie las: „Liebe Milda. Jetzt ist die letzte Stunde unseres Lebens. Du weißt, wie gut wir uns in der Schule waren. Jetzt behängst du dich mit anderen

Kerlen, schäme dich in dein Herz hinein. Wenn du nicht sagst, daß du mich magst, kann ich's länger nicht mit ansehen. Sei vernünftig wie ein Mensch. Sagst du nein, so werden ich und du zwei Leichen."

Er stand ihr gegenüber und hatte einen großen schweren eisernen Schraubenschlüssel ergriffen. Und während sie las, klopfte er drohend in langsamen Schlägen auf eine leere Kiste.

Die ahnungslose Milda hielt alles das für einen Scherz, und bei den letzten Worten „zwei Leichen" lachte sie hell auf. Da hörte er es wieder ... das pfingstliche Brausen als eines gewaltigen Windes. Er erhob den eisernen Schraubenschlüssel und schlug sie mitten auf den Kopf. Sie stürzte blutend und ohnmächtig zu seinen Füßen, ohne einen Schrei zu tun. Noch einmal erhob er den Arm. Da hörte er ganz deutlich eine Stimme, die ihm schrecklich mahnend zurief: „Was will das werden?" Er ließ den Schlüssel fallen. Er riß die Tür zum Nebenraume auf und lallte Unverständliches.

Diese Worte „... so werden ich und du zwei Leichen" waren auch die letzten, die Milda gehört hat. Da hatte die übermütig Auflachende der fürchterliche Schlag getroffen, der ihr sogleich die Besinnung raubte, ihr also auch keinen Schmerz bereitet hat. Wie sie von ihrer Freundin, nachdem man die klaffende Wunde oberflächlich verbunden hatte, nach Hause geschafft, wie der Arzt herbeigeholt worden, und was in den nächsten Stunden überhaupt mit ihr geschehen ist, — daran hat

sie keinerlei Erinnerung bewahrt. Sie hat auch stundenlang auf keine der an sie gestellten Fragen Antwort gegeben.

Die Niederschrift Rauschers hatte noch eine Fortsetzung, die Milda nicht mehr vernommen hat. Ich habe die mit Blut besudelte Papptafel später — viel später, als ich den Inhalt der Rauscherschen Drohung aus dem Gedächtnis (übrigens beinahe wortgetreu) skizzierte, — in Händen gehabt. Berthold wandte sich nun an die Seinen und schrieb also: „Liebe Mutter und Geschwister! Wir wollen hin zu Jesus, wo mein lieber Vater ist. Ich und Milda reisen jetzt zu unserm Welterlöser, der der Seelenerlöser ist, und ich werde es besser kriegen, als es auf der Welt gewesen ist. Ade, liebe Eltern, Ade." (Auch der auffällig emphatische Satz vom Welt- und Seelenerlöser, den ich mir genau gemerkt habe, ist wörtlich so von Rauscher geschrieben worden.)

Nach dieser Verabschiedung von den Seinigen richtete Berthold noch eine letzte Warnung an die Geliebte: „Liebe Milda! Sage, wie du es machen willst. Willst du mich lieben oder nicht. Sage es gleich! Dann will ich dir Ruhe lassen. Sonst schlage ich dir den Kopf ab."

Sein Entschluß war gefaßt. Nach Mildas Tötung wollte er sich selbst das Leben nehmen, um mit ihr vereint „dahin zu reisen, wo man es besser kriegen wird, als es auf der Welt gewesen ist," — wie er den Begriff des „besseren Jenseits" mit echt volkstümlicher

Eindringlichkeit des Ausdrucks umschreibt. Da er sie aber bewußtlos, blutüberströmt vor sich sah, war sein Mut gebrochen.

Willenlos ließ er sich binden. Der herbeigerufene Gendarm lieferte ihn in der Kreisstadt ins Gefängnis; und vier Monate darauf stand Berthold Rauscher unter der Anklage des Mordversuches vor den Geschworenen.

* * *

Als Hauptzeugin bei der Verhandlung trat Milda Kranich auf. Der lebensgefährliche Schlag, der sie auf dem Schädel am Haaransatz getroffen hatte, hatte sie nur wenig entstellt. Seit einem Monat war sie von der schweren Verwundung so weit geheilt, daß sie ihre Arbeit hatte wieder aufnehmen können. Und am letzten Sonntag hatte sie zum erstenmal wieder getanzt.

Die Verhandlung vor den Geschworenen verlief ohne besondere Zwischenfälle. Die Sache lag ja auch so einfach. Der Angeklagte war geständig, er beantwortete die Fragen des Vorsitzenden, die er bisweilen das erste Mal nicht recht verstand, ruhig mit „Ja" und mit „Nein". Das Zeugenverhör stellte nur schon Bekanntes fest. Der Staatsanwalt schilderte Berthold Rauscher als einen ganz gemeinen, heimtückischen, viehisch rohen Menschen, der mit kühlster Überlegung und schaudernerregender Ruhe das blühende Leben eines lieben, heiteren Kindes, das die Freude und der Stolz der Eltern und der Liebling des ganzen Dorfes sei,

habe vernichten wollen. Nur durch ein Wunder sei Milda ihrem Schicksal entronnen. Also Mordversuch. Er beantragte acht Jahre Zuchthaus.

Der Verteidiger konnte den Versuch der beabsichtigten und überlegten Tötung angesichts der schriftlichen Todesandrohung und des Geständnisses nicht in Abrede stellen. Er bat nur um eine etwas mildere Strafe.

Die Geschworenen bejahten die Schuldfrage, und nach kurzer Beratung verkündete der Gerichtshof das Urteil, das auf sieben Jahre Zuchthaus lautete. Die Sache lag ganz einfach.

Milda weinte bitterlich. Rauscher folgte ohne ein Zeichen von Teilnahme dem Wärter in die Zelle; am andern Morgen wurde er ins Zuchthaus abgeliefert.

Als die Geschworenen zu früherer Stunde, als sie hätten erwarten dürfen, den Sitzungssaal verließen, sagte der eine zu einem andern: „Von der heutigen Sache hatte ich mir eigentlich mehr versprochen."

Nachschrift

August 1909

Das ist die Aufzeichnung, wie sie unter dem unmittelbaren Eindruck, den die Verhandlungen vor den Meininger Geschworenen auf mich gemacht hatten, entstanden war (Oktober 1898). Als ich sie jetzt — nach mehr denn zehn Jahren — wieder zur Hand nahm und sie wiederum las, um sie in diese Sammlung einzureihen, traten mir die Bilder, die mir allmählich nur

noch in verschwommenen Umrissen und verblaßten Farben vorschwebten und sich schließlich vollkommen verflüchtigt hatten, mit merkwürdiger Schärfe der Zeichnung und des Kolorits wieder ganz deutlich vor das geistige Auge. Ich sah sie alle vor mir, die an diesem Prozesse Beteiligten: den hohen Gerichtshof, der kein „besonderes Interesse zur Sache" zu haben schien, den vehementen Vertreter der Anklage, den unfreudigen Verteidiger, den die Erkenntnis, für eine verlorene Sache zu fechten, ermattet haben mochte, und die von der Länge der, eines jeden auffrischenden Zwischenfalls baren Sitzung abgespannten Gesichter der Geschworenen. Alles das im trüben Lichte eines grauen Herbsttages.

Ich sah auch die rührende Gestalt der Hauptzeugin, der hübschen, frischen Milda, mit der zwar verharschten, aber noch stark geröteten breiten Spur des wuchtigen Schlages, der sie besinnungslos zu Boden gestreckt hatte, sah, wie ihr unbeschreiblich trauriger Blick den unbegreiflichen Freund auf der Anklagebank streifte, und hörte, wie sie unter Schluchzen und Tränen erzählte, daß „Holder" — sie nannte ihn nie anders — immer so gut und herzlich zu ihr gewesen sei, und daß sie ihn immer lieb gehabt habe. Und die andern Zeugen, die Verwandten, Nachbarn und Honoratioren von Rauenstein, die allesamt im monoton gemütlichen Singsang des heimatlichen Dialekts dem des schwersten Verbrechens Angeklagten dasselbe Leumundszeugnis ausstellten: ein armer Teufel, ein harmlos guter Kerl! ...

Und ich sah am schärfsten und deutlichsten den Angeklagten selbst: schmalschulterig, eine Mückenbrust, schlaff herabbaumelnde Arme, wackelig auf den mißgestalteten Füßen, ungelenk in seinen Bewegungen, das Gesicht aschgrau, krankhaft fahl mit dunkeln klagenden Augen. Er hatte offenbar Mühe, den Verhandlungen zu folgen, und verstand oft gar nicht, um wen und um was es sich eigentlich handelte. Wenn der Vorsitzende in seiner schroffen Weise unversehens eine Frage an ihn richtete, so fuhr er jedesmal erschrocken zusammen, zitterte heftig und mußte sich die Frage gewöhnlich wiederholen lassen, ehe er nach längerem Besinnen deren Sinn erfaßte. Dann gab er nach sichtlicher Anstrengung schwerfällig und bisweilen kaum verständlich eine unbeholfene Antwort. Der Vorsitzende verlor zumeist, während Rauscher mit dem Ausdruck noch rang, die Geduld und fuhr mit der barschen Abfertigung: „Schon gut! Setzen Sie sich!" in den Verhandlungen fort ...

Die alle sah ich leibhaftig wieder vor mir. Aber vergeblich war mein Bemühen, mir den sachverständigen Arzt zu vergegenwärtigen. Und ich kannte doch alle Meininger Ärzte, die etwa in Betracht kommen konnten. Sollte ein psychiatrischer Sachverständiger überhaupt nicht hinzugezogen worden sein? ...

Die Sache hatte mich damals so bewegt, daß ich die erste Gelegenheit ergriff, — ich glaube, es war am Tage nach der Verurteilung, — um mit Sr. Hoheit dem Herzog darüber zu sprechen.

Einige Monate später — im März 1899 — verließ ich Meiningen.

* * *

Nicht ohne ein Gefühl von Beschämung machte ich nun — nach zehn Jahren — die Wahrnehmung, daß ich an den verkrüppelten Othello des Thüringer Nestes kaum noch gedacht hatte, daß mir sogar sein schöner, wie für den Ritterroman-Helden in einem Familienblatt erfundener Name entfallen war: **Berthold**, genannt **Holder Rauscher von Rauenstein**! ...

Was mochte aus ihm geworden sein? Selbst wenn die Gnade des Landesherrn strafmildernd einzugreifen nicht in der Lage gewesen war. — Rauschers Strafzeit war ja längst um (Herbst 1905). War er verdorben, gestorben? Und wenn er noch am Leben war, — was war aus ihm geworden?

Es ließ mir keine Ruhe ... Ich schrieb an einen Meininger Freund und fand nun bei dem dortigen Staatsanwalt, Herrn Dr. Luge, der erst nach meinem Scheiden von Meiningen dort in Funktion getreten war und sich über den ihm bisher unbekannt gebliebenen Fall Rauscher auf meine Anregung hin genau unterrichtet hatte, das freundlichste Entgegenkommen.

Der Bescheid, den er mir gab, erregte mich in womöglich höherem Grade als der seinerzeit vor den Geschworenen verhandelte Prozeß. Und da ich zur Erholung von der Großstadt im behaglichen Eisenach, also in der Nachbarschaft, einen längeren Aufenthalt

genommen hatte, nahm ich die Einladung, nach Meiningen hinüberzukommen, dankbar an, um aus dem Munde des Herrn Staatsanwalts, soweit seine amtliche Stellung es ihm gestattete, Näheres über das Unglaubliche, Unbegreifliche zu vernehmen.

Berthold Rauscher war nicht gestorben, wohl aber — sofern Tatsachen sprechen, — verdorben, gründlich verdorben!

Der körper- und geistesschwache Krüppel, der bis auf den, in sinnverwirrender Eifersucht verübten mörderischen Überfall seiner Geliebten Milda keinem Menschen ein Härchen gekrümmt hatte, war eines abermaligen Mordversuchs an einem Mitsträfling angeklagt, schuldig befunden und am 1. Juli 1903, unter Ausschluß der Öffentlichkeit, zu einer weiteren Zuchthausstrafe von acht Jahren verurteilt worden!

„... Es horcht
Der Alte die Lieder
Und schüttelt das Haupt ..."

* * *

Über die Szene, die sich am 28. März 1903 gegen 2 Uhr nachmittags im Meiningenschen Zuchthause zu Unter-Maßfeld abgespielt hat, wird die objektive Wahrheit wohl kaum jemals festzustellen sein. Von einer „Feststellung" des Tatbestandes auf Grund glaubwürdiger Aussagen kann eben nicht die Rede sein. Die Beteiligten, Rauscher und Trautmann, sind wegen schwerer Verbrechen bestrafte Zuchthäusler. Der einzige

wichtige Zeuge ist ein wegen Muttermordes bestrafter Sträfling.

Dieser Zeuge hörte zur angegebenen Zeit in seinem Arbeitsraum, wo er wohl mit andern Sträflingen zusammen beschäftigt war, gellende Hilferufe, die aus dem benachbarten Raume drangen — einer Art von Magazin, in dem die im Zuchthause gefertigten Korbgeflechte bis zur Abholung aufbewahrt werden. Er stürzte auf das schreckliche Geschrei nach der Nebentür, die er nicht ohne Mühe aufriß, da sie, wie sich später herausstellte, mit einem Draht umschlungen war, der das Öffnen der Tür erschwerte. Als Erster zur Stelle, fand er am Boden liegend zwei Sträflinge in verzweifelt wildem Raufen, blutüberströmt.

Der eine, Rauscher, kniete jetzt auf dem andern, einem gewissen Trautmann, und hieb mit einem Schlageisen auf ihn ein. Er selbst, Rauscher, hatte eine lange — eine 12 Zentimeter lange! — aber nicht sehr tiefe Schnittwunde am Halse, die von einem scharfen, sogenannten „Schnitzmesser" herrührte, wie sie von Korbflechtern zum Schneiden der Weiden verwandt werden. Das Messer wurde gefunden.

Der Zeuge sprang auf die Wütenden zu und riß sie auseinander.

„Er schlägt mich tot! Er schlägt mich tot!" heulte Trautmann.

Rauscher zitterte wie Espenlaub am ganzen Leibe und stierte blöde vor sich hin.

„Was hast du denn da getan?" fragte der Zeuge.

„Nichts! Nichts!“ stammelte Rauscher. Etwas anderes war nicht aus ihm herauszubringen.

— — — Das ist das tatsächlich Erwiesene. Für alles übrige ist man auf Hypothesen angewiesen.

Die beiden hatten im Korblager nichts zu schaffen.

Trautmann erklärt: er habe Tabak zum Kauen, den er dort versteckt gehalten, holen wollen. Rauscher sei ihm nachgeschlichen, habe ihn überfallen und ihm plötzlich mit dem Eisen einen Schlag versetzt, daß er zu Boden gestürzt sei. Die Wunde am Halse habe sich Rauscher selbst beigebracht.

Rauscher dagegen erklärt: Trautmann, der allerdings im Rufe — anscheinend im begründeten Rufe homosexueller Verirrungen stand, habe ihn in den Lagerraum gelockt und ihn, wie schon in früheren Fällen, zu einer unzüchtigen Handlung verleiten wollen. Rauscher habe sich diesmal aber widersetzt. Die beiden seien darauf handgemein geworden, dabei gestolpert, und da habe ihm Trautmann die Wunde mit dem Schnitzmesser beigebracht. Nun erst habe Rauscher nach dem Eisen gegriffen und auf seinen Gegner losgeschlagen.

Trautmann bestreitet das alles und stellt, trotz seines bösen Leumunds, jede sexuelle Ausschreitung entschieden in Abrede.

Die Staatsanwaltschaft hielt die Angabe des Rauscher, daß bei dem geheimen Zusammentreffen der beiden im Korblager das Homosexuelle mitgewirkt habe, für wahrscheinlich. Dagegen wollte sie Rauschers weiterer Darstellung, die darauf hinauslief, daß er im Zustande

4*

der Notwehr zugeschlagen habe, keinen Glauben beimessen. Sie nahm vielmehr an, daß das Motiv zu dieser mörderischen Rauferei eine Art von Analogon zu seinem früheren Verbrechen bilde: Mordversuch aus Eifersucht. — Es könne als notorisch angesehen werden, daß sich bei Rauscher im Zuchthause ein perverser Geschlechtstrieb entwickelt, und es sei in hohem Grade wahrscheinlich, daß zwischen ihm und dem Trautmann ein widerwärtiger Verkehr stattgefunden habe. Rauscher sei nun auf den Trautmann, der zu andern Sträflingen in ähnlichen Beziehungen gestanden habe, eifersüchtig geworden und habe ihn deshalb töten wollen — wie ehedem seine Milda.

Die Geschworenen haben diese Auffassung zur ihrigen gemacht, Rauscher des Mordversuchs im Rückfall schuldig befunden, und das Gericht hat ihm eine weitere Zuchthausstrafe von acht Jahren zuerkannt.

Bei dem Halbdunkel, in dem die Vorfälle selbst sich abgespielt haben, und den verschlossenen Türen, hinter denen darüber verhandelt worden ist, würde es nicht wohl anstehen, irgendwelche Kritik zu üben, um so weniger, als bei diesem zweiten Prozesse die Anklage durch einen Mann vertreten war, — durch den damaligen Ersten Staatsanwalt Herrn Freytag,*) — der sich wegen der Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und menschenfreundlichen Gesinnung in der Ausübung seines Berufs der allgemeinsten Hochschätzung erfreut.

*) Jetzt Oberstaatsanwalt am Kgl. Oberlandesgericht in Celle (Hannover).

Ein vollkommen überzeugender Schuldbeweis aber hat nicht erbracht werden können; und die Möglichkeit wird nicht von der Hand zu weisen sein, daß die Vorstrafe des Rauscher dem menschlichen Irren verhängnisvollen Vorschub geleistet habe.

Wenn er es überlebt, wird Berthold Rauscher aus Rauenstein also im Herbst 1913 nach verbüßter fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe wieder auf freien Fuß gesetzt werden ...

Und dann? ...

III

Der typische Mörder

Heinrich Schunicht

Bei einem großen Prozentsatz der Morde lassen sich Anfälle epileptischen Wahnsinns nachweisen; meistens infolge erblicher Belastung. Welche furchtbare Bedeutung diese unfaßlich grausame Heimsuchung der Nachkommenschaft „bis ins dritte und vierte Glied“ bei Kindern mit abnormen sittlichen Anlagen erlangt, hat Lombroso in seinem vielberufenen Werke über den verbrecherischen Trieb im Menschen durch statistische Untersuchungen festgestellt.

Unter solchen Kindern mit verbrecherischen Neigungen konnte bei 46 Prozent die erbliche Belastung nachgewiesen werden! Der große Einfluß der erblichen Belastung auf die Hervorbringung abnormer

sittlicher Anlagen ist also unbestreitbar, wiewohl er nicht so weit geht, daß er die Entstehung eines normalen sittlichen Charakters geradezu unmöglich mache. Denn unter 42 Kindern mit schwerer erblicher Belastung waren zwölf, also zwischen 26 und 27 Prozent, gutgeartet.

Unter den Sünden der Väter, die an den Kindern heimgesucht werden, steht aber die Trunksucht obenan. Sie scheint in den späteren Geschlechtern am verheerendsten weiterzuwirken. Die Kinder von Gewohnheitssäufern sind fast niemals normal, und gerade die Epilepsie ist eines der gewöhnlichsten Vermächtnisse der elterlichen Trunksucht.

Gerade in der Epilepsie bricht nun das Tierische im Menschen am erkennbarsten hervor, zeigt sich die „bête humaine“ in ihrer unverhülltesten Gestalt. Gowers zählt in seiner Schrift über Epilepsie (London, 1860) die seltsamen Handlungen der Epileptiker auf und sagt dann: „Man sollte meinen, es seien das instinktmäßige Äußerungen des Tierartigen, das verborgen in uns schlummert.“

Das unruhige flackernde Auge, der Kopfschmerz, der den Anfällen vorherzugehen pflegt, dann plötzlich das Schwinden des Bewußtseins, ein blendend roter Feuerschein im höchsten Stadium und endlich nach der überstandenen Krisis furchtbare körperliche und seelische Schmerzen, oder auch völlige Apathie und Stumpfheit, — alles das sind Krankheitserscheinungen, die bei Epileptikern vielfach beobachtet worden sind.

Die Unfähigkeit, der zwecklosen und vom Täter selbst verabscheuten Schandtat Widerstand entgegenzusetzen, findet keine bessere Erklärung als in der Epilepsie. „Bei Gehirnen, die durch aus frühster Kindheit herrührende Entwickelungsschäden zur Epilepsie beanlagt sind, ist stets ein locus minoris resistentiae vorhanden, an welchem sich eine jener tausend krankhaften Neigungen, wie sie bei jedem von uns vorkommen, einnistet. Eine solche entwickelt sich zu irgendeiner schlimmen Stunde, wenn sie auf günstigen Boden fällt, und wenn man es unterläßt, sie zu bekämpfen."

Diese Gemütsverkehrtheiten können in ihrer Fortentwickelung die furchtbarsten Verhältnisse annehmen und sehr wohl bis zum unwiderstehlichen Mordtrieb ausarten. Im Mailänder Gefängnis wurde vor einigen Jahren ein gutmütiger Wärter, dem keiner der Gefangenen übel wollte, erschlagen. Der Mörder sagte aus, er habe weder aus Haß noch aus einem sonstigen Grunde die Tat verübt, aber er habe jemand töten müssen. Ein anderer Epileptiker begegnete einem Händler, den er nach seinem Namen fragte, und den er auf die Antwort, er heiße Weiß, mit den Worten tötete: „Ich werde dich schwarz machen!" Ohne alle Veranlassung, bloß aus plötzlicher Mordlust.

Zola hat sich in seinem Kriminalromane ganz auf den Standpunkt Lombrosos gestellt: daß die im Menschen schlummernde Bestie nur durch die stärkere Gewalt der Erziehung unschädlich gemacht werden kann, die aber — wenn eine krankhafte Veranlagung, wie namentlich die

Epilepsie, die Widerstandskraft bricht, — sich entfesselt und in ihrer vollen Bestialität sich offenbart. Lombroso sagt: „Welchen andern Schluß kann man aus diesen Dingen — aus den von ihm angeführten Beispielen — ziehen, als den, daß sogar die scheußlichsten Verbrechen einem physiologischen, auf tierischem Trieb beruhenden Zustande entspringen, der sich beim Menschen infolge der Erziehung oder aus Furcht vor Strafe zwar abstumpft, aber unter dem Einfluß von Krankheit, von Liebesrausch und dergleichen mehr plötzlich wieder hervorbrechen kann?"

Die Liebesleidenschaft öffnet den Käfig, um das wilde Tier loszulassen. Wollust und Mord hausen im Wahnsinn in grausiger Nachbarschaft dicht beieinander.

„Die Epilepsie," sagt Voisin, „verdirbt den Charakter, tötet das sittliche Gefühl, schwächt den Verstand, ruft Verstimmungen, Verblendung, Illusionen hervor." Und Zerstörungssucht ist eine fast allen Epileptischen anhaftende Eigenschaft. „Sie haben," sagt Lombroso, „ein wahres Bedürfnis, leblose Gegenstände zu zerstören, noch mehr aber, lebende Wesen zu vernichten; daher der Hang, zu verwunden und zu morden." Und weiter: „Die Anfälle bilden durch ihr plötzliches Auftreten, durch das Übermaß an unmotivierter Grausamkeit, vor den Augen des aufmerksamen Beobachters ein Momentbild von dem eigentlichen Zustande des Epileptischen, eine Karikatur des Verbrechens. Auch die Abstumpfung der Sinne, die vorübergehende Be-

täubung, welche den Anfällen folgen und sie begleiten, sind nichts, als der gewöhnliche und oft angeborene Zustand der Epileptischen."

* * *

Wenn wir von Mordtaten sprechen, so haben wir zunächst immer nur die gewaltsame Tötung des Menschen durch Menschenhand im Sinne.

Nach unserm Sprachgefühl verbindet sich mit dem Worte „Mörder" immer der Begriff einer gewaltsamen Handlung, insbesondere einer persönlichen Gewalttätigkeit, die einen gewissen persönlichen Mut bedingt, — eine gewisse physische brutale Überlegenheit, sei es durch die eigene Kraft: durch die Faust, oder durch das Rüstzeug: durch Hieb-, Stoß- oder Schußwaffe — Mann gegen Mann, von Angesicht zu Angesicht.

Wer aus gedeckter Stellung, auf nächtlicher Lauer, aus dem Hinterhalt einen Menschen tötet, ist, wie unsere Sprache fein unterscheidet, ein Meuchelmörder; wer heimtückisch, heuchlerisch, schleichend, durch die Mittelsgewalt eines todbringenden Stoffes Menschenleben vernichtet, ein Giftmischer. Der „Mörder" greift sein Opfer an, packt es, befleckt seine Hand mit Blut und muß es darauf ankommen lassen, daß, wenn sein Streich mißlingt, wenn er auf unerwartet stärkeren Widerstand stößt, mit seinem eigenen Blute die Zeche zu zahlen hat.

Nur in selteneren Fällen sind es edlere Motive, wie Rache, gekränkte Ehre, unglückliche Liebe, die den

Mordgedanken gebären; gewöhnlich ist vielmehr gemeine Habgier die treibende Gewalt zur ruchlosen Tat.

Der typische Mörder ist der Raubmörder: Ihn gelüstet's, gerade wie den Dieb, sich fremdes Eigentum auf unrechtmäßige Weise anzueignen. Von dem Diebe aber unterscheidet er sich vollkommen durch die Wahl der Mittel, die er zur Ausübung des Verbrechens anwendet.

Der Dieb sucht sich das fremde Eigentum je nach seiner verbrecherischen Neigung unter einfachen oder erschwerenden Umständen zu eigen zu machen. Der eine nimmt, wenn er sich unbelauscht wähnt, was ihm gerade erreichbar ist: Kleidungsstücke aus Wirtschaften oder Privatwohnungen, zu denen er sich unter irgendeinem Vorwand, als Bettler oder Ausrichter einer Bestellung, ohne Anwendung von gewaltsamen Mitteln Zutritt verschafft; er entwendet Wertgegenstände aus öffentlichen Verkaufsläden, oder, wenn er die besondere Geschicklichkeit dazu besitzt, auch aus den Taschen von Personen, an die er sich in geschickter Weise herandrängt.

Ein anderer verschmäht diesen einfachsten Weg. Es würde ihm nicht beikommen, unter gewöhnlichen Verhältnissen einen Wertgegenstand vom Tische zu nehmen und in die Tasche zu stecken. Ihn reizt die Ausführung des Verbrechens nur unter erschwerenden Verhältnissen. Er muß „knacken“. Nur mit Anwendung von Dietrichen und Brecheisen gelangt er zu dem, was sein begehrlicher Sinn heischt. Das zu entwendende

Gut scheint für ihn nur dann wirklichen Wert zu haben, wenn er es sich mühsam aus geschlossenen Räumen, zu denen er sich nur gewaltsam und am liebsten im Dunkel der Nacht den Weg bahnt, und im Steigerungsfalle noch aus besonders verschlossenen Behältern, die gewissermaßen ihm zum Trotz konstruiert worden sind, greifen kann. Beim Einbrecher ist die Schwierigkeit der Ausführung, verbunden mit der steten Angst vor dem Ertapptwerden, die eigentliche Würze des Verbrechens.

In einer Unterredung mit Adolf Krüger, einem vielbestraften, in der Kriminalwelt sehr bekannten Einbrecher, sprach sich dieser mir gegenüber in überaus charakteristischer Weise über die unbeschreiblichen Sensationen, die er bei der Ausübung seiner gewaltsamen nächtlichen Untaten empfand, mit einer Beredsamkeit aus, die ich nicht wiederzugeben vermag. Seine Augen funkelten, als er mir erzählte, wie ihm zumute sei, wenn er am Tage das Haus, in das er in einer der folgenden Nächte eindringen wolle, von außen besichtigt habe, wie er sich nach den Gardinen usw. die Bestimmung der einzelnen Räume zurechtgelegt und nun seinen Operationsplan ausgearbeitet habe, wie er dann in der Nacht auf Schritt und Tritt auf Unerwartetes, Unvorbereitetes, seltsam Aufregendes gestoßen sei, welche unsagbare Erregung ihn erfaßt habe, wenn er endlich auf seinem Operationsfelde sich befunden und sich nun mit schleichenden Schritten vorsichtig an die Arbeit gemacht, wie er bei jedem verdächtigen Geräusch, bei jedem

Knarren der Diele den Atem angehalten, das Hämmern seiner Pulse und das stürmische Schlagen seines Herzens gefühlt, und welches Gefühl von Befriedigung und Stolz ihn nach getaner Arbeit ergriffen habe. Ein Verliebter, der in glücklicher Erinnerung ein Liebesabenteuer erzählt, konnte das Bild, das der Verbrecher von seiner Untat gab, nicht mit sinnlicheren Farben schildern.

Der gemeine Dieb wird vom Einbrecher vielleicht noch mehr verachtet, als vom ehrlichen Manne. Denn der gemeine Dieb bedarf nur der Geschicklichkeit und Schlauheit, die unter den Eigenschaften der Verbrecher von diesen selbst als geringwertig betrachtet werden, während der Einbrecher verwegen bis zur Tollkühnheit sein und gewöhnlich auch besondere Körperstärke besitzen muß, — also männliche Eigenschaften, die auch unter den Verkommensten dieser Menschenklasse einen gewissen Respekt gebieten.

Aber dieser Wagemut bewährt sich bei den Einbrechern nur in dem Angriff auf das Objekt. Die stärksten und frechsten unter ihnen nehmen Reißaus, sobald sie bei ihrem Unternehmen gestört werden. Vor dem kleinen kläffenden Hündchen, vor dem schwachen Mädchen laufen sie sinnlos davon und lassen die schon zusammengeraffte Beute im Stich. Sie denken nicht daran, ein lebendes Hindernis gewalttätig zu beseitigen. Einbrecher, die zu Totschlägern werden, gehören zu den großen Seltenheiten. Es kommt fast niemals vor, daß diese oft mit herkulischer Kraft ausgestatteten Gesellen,

die spielend eine schwere Tür aus den Angeln heben, wenn sie bei der Ausübung der Tat ertappt werden, auf den Störenfried losgehen und ihn zu Boden schlagen. Solange ihnen irgendwie die Möglichkeit zum Entweichen geboten ist, ergreifen sie die Flucht; und ist ihnen der Weg dazu versperrt, so lassen sie sich ruhig abfassen. Sie haben es eben nur auf das leblose Eigentum abgesehen, und schlägt ihr Unternehmen fehl, so bescheiden sie sich und sehen der Bestrafung gelassen entgegen. Das ist die Regel.

Ganz anders der Raubmörder. Der denkt gar nicht daran, daß er dem Lebenden Geld und Gut abnehmen könne. Bei ihm stellt sich die Ausführung des geplanten Verbrechens vielmehr immer so dar: daß er zunächst töten müsse, um alsdann zu rauben. Das Wort „Raubmörder" ist deswegen auch nicht ganz logisch gebildet. Richtiger in der Zeitfolge würde das Wort „Mordräuber" den Begriff decken.

Daher erklärt es sich denn auch, daß, wie die Kriminalstatistik aller Länder als unumstößliche Tatsache festgestellt hat, der Raubmörder sehr oft zu den noch nicht bestraften Individuen gehört. Ist er schon bestraft, so hat er die Vorstrafe gewöhnlich durch Roheiten, Körperverletzung, Hausfriedensbruch, Aufsässigkeit usw. erwirkt, fast niemals aber durch Veruntreuung oder durch Diebstahl.

An dem Tage, da sich im Hirn des typischen Raubmörders der fürchterliche Vorsatz befestigt, sich fremdes Gut anzueignen, sagt er sich sogleich: du mußt

einen Menschen töten, um ihn berauben zu können. Er setzt als selbstverständlich voraus, daß er als der Urheber der Tat dem Beschädigten unbedingt bekannt werden müsse; während der Dieb und Einbrecher umgekehrt immer von der Voraussetzung ausgehen, daß der Beschädigte nichts erfahre. Und weil der Raubmörder mit Wissen des Beschädigten zu seinem Ziele gelangen will, muß er dessen Widerstand niederschlagen und den Mund, der das Verbrechen bezeugen könnte, für ewig stumm machen. Deswegen muß er morden.

So, wie hier geschildert, tritt uns die widrige Mißgestalt des Mörders als Urheber der bei weitem überwiegenden Mehrzahl von Kapitalverbrechen, die vor den Geschworenen zur Verhandlung kommen, entgegen.

* * *

Vielleicht am schärfsten ausgeprägt sind die für den gemeinen Mord charakteristischen Merkmale in Heinrich Schunicht, der des Mordes schuldig befunden, zum Tode verurteilt und in den ersten Monaten des Jahres 1886 in Berlin hingerichtet worden ist.*

Dieser Schunicht hatte eine mittlere Bildung genossen und war ein tüchtiger Arbeiter gewesen. Durch sein Geschick und seinen Fleiß hatte er es Anfang der siebziger Jahre zu wirklichem Wohlstand gebracht. Er war Tischlermeister und hatte sich besonders auf die Billardtischlerei geworfen. Zur Zeit seines geschäftlichen Gedeihens beschäftigte er über ein Dutzend Gesellen in

seiner Werkstatt. Noch vor wenigen Jahren fand man in vielen Berliner Wirtschaften Billards mit der Firma „P. H. Schunicht".

Durch die Ungunst der Verhältnisse und auch durch eigenes Verschulden ging das Geschäft zurück. Schunicht wurde faul, trieb sich in den Schenken umher, verpraßte sein Geld in schlechtester Gesellschaft, und das Ende vom Liede war, daß er das einträgliche, früher so gute Geschäft völlig aufgeben mußte und nun sittlich immer tiefer und tiefer sank. Seine Frau wurde geisteskrank und nach Dalldorf in die Irrenanstalt gebracht. Schunicht trieb sich meist beschäftigungslos herum, in Not und Elend. Eine Unredlichkeit hat er sich aber während dieser Zeit nicht zuschulden kommen lassen. Er hat weder betrogen noch gestohlen. Er ist, wie die meisten Mörder, bis zu der Verurteilung wegen des furchtbarsten Verbrechens unbestraft geblieben. Von Zeit zu Zeit arbeitete er, der frühere Meister, als Geselle bei einem fremden Meister; und wenn er dann ein paar Groschen beiseite gelegt hatte, verfiel er wieder in seinen leichtsinnigen Lebenswandel, bis wiederum das Elend über ihn hereinbrach.

So stand es auch um ihn im Frühling 1885. An einem schönen, warmen, sonnigen Vormittage, am 18. Mai — er hatte die Nacht vorher im Freien zugebracht —, hatte er nach planlosen Wanderungen durch die Stadt sich neben dem Schiller-Denkmal auf dem Gendarmenmarkt auf eine Bank niedergelassen und zermarterte sein Gehirn mit dem Gedanken, was er nun

mit sich anfangen solle. Er hatte keinen Pfennig Geld. Alles, was er an Wäsche und Kleidung besaß, trug er auf dem Leibe. Er hatte keine Wohnung. Seinem elenden Dasein selbst ein Ende zu machen, daran dachte er nicht. Wie weiterleben? Das war die Frage.

Da kommt ganz zufällig eine alte Bekannte des Wegs daher. Es ist die von ihrem Ehemanne geschiedene Johanne Weber, die bei einer unverheirateten Dame als Wirtschafterin und Köchin dient, und die ihr Fräulein, das sich in die Sommerfrische begeben, soeben zur Bahn begleitet hat. Johanne Weber ist eine ältere Person, sehr gutmütig und zärtlichen Neigungen noch immer zugänglich. Sie hat vor etwa einem Jahre in intimen Beziehungen zu Schunicht gestanden. Schunicht weiß, daß sie sich in den langen Jahren ihrer Dienstzeit einige hundert Mark gespart und diese Summe in der Sparkasse angelegt hat.

In dem Augenblick, als Johanne ihren Freund begrüßt, fährt Schunicht freudig zusammen. Nun bietet sich ihm ja das, was er sucht. Mit dem Gelde der Johanne Weber kann er schon eine Weile weiterleben. Und in demselben Augenblicke reift auch bei ihm der Mordgedanke zum festen Entschluß: du wirst die Weber ermorden!

Auf die Fragen des Vorsitzenden des Schwurgerichts: „Haben Sie denn nicht daran gedacht, daß es Ihnen vielleicht möglich sein würde, sich von Frau Weber das Geld zu verschaffen, ohne zur äußersten Gewalttat zu schreiten? Frau Weber soll ja sehr gutmütig

gewesen sein und soll für Sie eine sehr starke Neigung besessen haben. Würde sie Ihnen das Geld nicht auf längere Zeit geliehen haben? Würden Sie es ihr nicht unter Vorspiegelungen haben ablocken können?" — auf diese Fragen antwortete Schunicht zögernd: „Sie würde es mir wohl gegeben haben, wenn ich sie darum gebeten hätte."

„Und warum haben Sie sie nicht darum gebeten?"

„Daran habe ich nicht gedacht," lautete die charakteristische Antwort.

„Also Sie haben gleich den Entschluß gefaßt, die Weber zu töten?"

„Ja."

„Und es ist Ihnen gar nicht eingefallen, daß Sie, ohne zu töten, zu Ihrem Ziele gelangen konnten?"

Schunicht schwieg eine Weile und sagte dann: „Ich habe es mir nicht weiter überlegt. Ich habe mir nur gedacht, daß ich die Frau totschlagen müßte, um das Geld zu haben."

Das ist in der Tat bei diesen gräßlichen menschlichen Abnormitäten sozusagen der normale Ideengang.

Arglos läßt sich die schon zum Morde auserkorene Johanne Weber neben Schunicht nieder. Schunicht hört nun, daß der Zufall sein bestialisches Vorhaben in besonderer Weise begünstigt. Johanne Weber ist allein in der Wohnung, die Schunicht längst kennt. Das Fräulein wird erst in einigen Wochen zurückkehren, und lange, lange Zeit kann das Verbrechen unentdeckt bleiben.

Die beiden begeben sich also nach der Wohnung des Fräuleins, bei dem Johanne Weber dient. Schunicht trennt sich vor der Tür von seiner Geliebten, und sie verabreden sich für den Abend.

Als die Dunkelheit hereingebrochen ist, betritt er das Haus, nimmt die ihm wohlbekannte Hintertreppe und trifft, ohne irgendwie auffällig zu werden, mit der Weber zusammen.

Sie bereitet ihm eine kräftige Mahlzeit, und Schunicht nimmt sich vor, die Weber nach dem Essen zu töten. Aber sie erzählt zufällig, daß sie noch eine kleine Rechnung an die Wäscherin zu zahlen habe, die am andern Morgen die Wäsche bringen und das Geld holen werde. Ohne irgendwie Verdacht zu erwecken, stellt Schunicht fest, daß außer dieser Wäscherin in den nächsten Wochen voraussichtlich kein Mensch anklingeln werde. Diese Mitteilung veranlaßt Schunicht, die Ausführung des Mordes zu verschieben, bis die Wäscherin gekommen sein wird. Diese kommt in der Tat am andern Morgen um neun. Johanne Weber bezahlt die Rechnung, und die Wäscherin geht. Die beiden verbringen den ganzen Tag in ungestörter Gemütlichkeit miteinander. Kurz vor sechs Uhr essen sie zu Abend. Johanne Weber hat noch einige Flaschen Bier aus einem benachbarten Keller geholt.

Da gleich nach der Mahlzeit kurz nach sechs — „da war es mir," erzählt Schunicht, „als ob mir jemand auf die Schulter klopfte und mir ins Ohr flüsterte: Jetzt faß an!"

Diese Empfindung ist so stark, daß er sich betroffen umsieht, und daß seine plötzliche Bewegung der Weber auffällt. Sie fragt ihn: „Was hast du denn eigentlich?"

„Und darauf faßte ich an," setzte Schunicht hinzu.

Er hat den Mordgedanken in seinem Gehirn so unablässig hin- und hergewälzt, daß schließlich die gereizten Gehirnfasern die Täuschung einer Stimme und einer Berührung hervorrufen.

Da umklammert er also mit seinen starken Fäusten die Unglückliche, die ihn beherbergt, ihm zu essen und zu trinken gibt, von der er nur Beweise ihrer Zuneigung empfängt. Und die Arme versieht sich der Gewalttat so wenig, daß sie zunächst an einen etwas rohen Scherz glaubt, an einen Zärtlichkeitsbeweis, und lächelnd ihm sagt: „Mach doch keinen Unsinn! Du tust mir ja weh!" Er schließt die knochige Faust fester und fester, und in wenigen Minuten ist das grausige Verbrechen vollbracht.

Als er sich überzeugt hat, daß die Weber tot ist, trägt er sie auf das Bett, bedeckt sie mit Kissen und breitet das Bettuch darüber, sorgsam und bedächtig, so daß das Bett unberührt erscheint. Dann erbricht er die Kommode, sucht und findet das Sparkassenbuch und die Barschaft, 75 Mark. Und geht seiner Wege . . .

Als er vor dem Hause angelangt ist, fällt ihm auf einmal ein, daß der kleine Kanarienvogel im Bauer verhungern müsse, wenn, wie er vorausgesetzt hatte, das Verschwinden der Weber bei den Hausgenossen nicht in

5*

Kürze bemerkt werden sollte; denn in diesem Falle dürfte ja die Wohnung voraussichtlich auf lange Zeit nicht wieder geöffnet werden. Und derselbe Mensch, der eben einen Menschen ermordet hat, kehrt um, öffnet mit dem mitgenommenen Schlüssel die Küchentür, streut von den Überresten des Mahles Brosamen umher, macht die Tür des Käfigs auf und lehnt das Fenster an, so daß der zahme Vogel, wenn er in der Wohnung nichts mehr findet, wo anders seine Nahrung suchen kann.

Diese Fürsorge des Mörders für das Leben des kleinen Tieres ist freilich seltsam und verdient hervorgehoben zu werden. Man darf aber nicht in falscher Sentimentalität so weit gehen, darin etwas besonders Rührendes zu erblicken. Derartige psychologische Widersprüche begleiten sehr oft die grausigsten Verbrechen. Es sind in dieser Beziehung andere merkwürdige Fälle bekannt. An demselben Tage, an dem Lacenaire, einer der fürchterlichsten Mörder aller Zeiten, der Mensch, der das entsetzliche Wort gesprochen hat: „Je tue mon homme, comme je bois un verre d'eau," — dieser Lacenaire wagte am selben Tage, an dem er die Chardon tötete, sein eigenes Leben, um eine Katze zu retten, die eben vom Dache stürzen wollte. Ein anderer Mörder gab dem Säugling, dessen Mutter er eben ermordet hatte, die Flasche. — Sind das wirklich edle Regungen, die inmitten der grenzenlosen Verderbnis des Ganzen unangetastet geblieben sind? Oder sind es renommistische Komödiantereien, wie sie bei fast allen großen Verbrechern beobachtet werden können? Es ist schwer zu

sagen. Denn einem Menschen wie Schunicht, der nach begangenem Morde die Wohnung säuberlich in Ordnung bringt, die Ermordete bettet und zudeckt, das Gesangbuch aufschlägt usw. — einem solchen Menschen ist auch sehr wohl zuzutrauen, daß er den Vogel vor dem Hungertode bewahrt hat, um sich zu einem Verbrecher der „interessanteren Art“ herauszustaffieren.

Vor diesen „interessanten Mördern“ soll man aber sehr auf der Hut sein! Einigermaßen sympathische oder respektable Eigenschaften, die auf den Charakter eines gewöhnlichen Sterblichen ein freundlicheres Licht werfen, ohne daß man viel Aufhebens davon machte, genügen schon, wenn sie bei einem großen Verbrecher wahrgenommen werden, nach der Schätzung einer törichten und krankhaften Gefühlsduselei, um den nichtswürdigsten Buben mit schimmerndem Glorienschein zu umgeben und seine Schandtat in milderem Scheine erglänzen zu lassen.

Diese Eigenschaften brauchen nicht einmal sympathisch zu sein, sie brauchen nur zu imponieren. Die freche Selbstgefälligkeit und der renommistische Zynismus des Lacenaire, des gemeinsten aller Raubmörder, haben aus diesem ruchlosen Bösewicht seinerzeit den Abgott der schönen Damen von Paris gemacht. Es wurde förmlicher Kultus mit ihm getrieben; seine schlechten Verse wurden als geniale Dichtungen bewundert, seine Zelle wurde mit Blumen, die zarte Hände zum Kranze gewunden hatten, geschmückt; er wurde um autographische Widmungen angebettelt, und

ein Zug hysterischer Weiber aller Stände begleitete ihn wie einen Märtyrer auf dem letzten Wege nach dem wohlverdienten Schafott.

Auch Wiens anmutige Frauen haben dem Eichinger, der viel geliebt hatte, nicht nur viel, sondern wie es scheint: alles vergeben wollen. Solche Verirrungen sind nicht bloß geschmacklos; sie trüben in erschreckender Weise die Erkenntnis des Guten und Bösen, für welche die Menschheit nach der tiefsinnigen Schöpfungssage den höchsten Preis gezahlt: die Freuden des Paradieses und das ewige Leben geopfert hat.

* * *

In Schunicht sehen wir also ein Exemplar des typischen Mörders, in dem sich zugleich mit der Begehrlichkeit nach fremdem Gut bei dem Gedanken an die Befriedigung seiner Habgier als erstes Mittel, das bei der Ausführung zur Anwendung zu kommen hat, die Tötung des zu Beraubenden darstellt, — den Verbrecher, dem, wie Schunicht mit vollkommener Wahrhaftigkeit ausgesagt hat, überhaupt gar nicht der Gedanke beikommt, sich das begehrte fremde Eigentum auf eine andere Weise durch Bitten, Überlistung oder sonstwie zu verschaffen. Die gutmütige Weber würde ihrem Freunde Schunicht unzweifelhaft aus der Verlegenheit geholfen haben, wenn er sie darum gebeten hätte. An dieses Nächstliegende und Einfachste hat er aber in der verhängnisvollen Einseitigkeit des echten Mörders überhaupt nicht gedacht. Er hat das Geld haben wollen,

und um es zu bekommen, hat er kein anderes Mittel finden können als den Mord.

Um den Einsatz seines eigenen Lebens, im mildesten Falle des lebenslänglichen Kerkers, sucht der Mörder sich gewaltsam das fremde Gut anzueignen, das ihm auf ein paar Tage, oft nur auf ein paar Stunden geringwertige Vorteile gewährt. Er steht unter dem Banne der Leidenschaft des Augenblicks.

Genau so verwischt beim Spieler und Trinker der Drang, das mächtige Gelüste momentan zu befriedigen, die Abwägung des Genusses und des dafür gezahlten Preises. Es fällt dem Spieler nicht ein, daß er für die Summen, die er dem Zufall des grünen Tisches preisgibt, sich selbst und seinen Lieben dauernde Freuden, kostbare Genüsse bereiten könnte. Wenn er auf die Karten stiert, ist er für alles andere mit Blindheit geschlagen. Er vergegenwärtigt sich nicht, welche furchtbaren Folgen der Leichtsinn einer Stunde, ja eines Augenblickes für sein ganzes Dasein haben kann: materiellen Ruin und Reue bis an sein Lebensende. Es ist auch eine Art von Wahnsinn, die ihn umnachtet.

Ebenso verschließt der Trinker geflissentlich die Augen vor den unvermeidlichen Folgen seiner Leidenschaft, die sich ihm nach jedem Exzeß deutlich vergegenwärtigen. Es kümmert ihn nicht, daß er seine Gesundheit untergräbt und sich eine jämmerliche Zukunft körperlichen Leidens geflissentlich errichtet.

So könnte man vielleicht auch diese Art von Mordsucht psychologisch den sogenannten Leidenschaften

zuzählen, unter denen sie dann allerdings die fürchterlichste Stelle einnehmen würde. Bei ihr ist auch das Mißverhältnis zwischen der grausigen Tat und dem Gewinn, den der Täter erhoffen darf, am entsetzlichsten. Die Fälle, in denen der Raubmörder auf wirklich beträchtlichen Gewinn seiner blutigen Arbeit rechnen darf, sind spärlich. Eichinger genügt die Voraussetzung, daß er im Geldschrank des Dr. Rothziegel wohl ein paar hundert Gulden, mit denen er die drückendsten seiner Schulden zahlen könne, finden werde, um ihn dazu zu veranlassen, den unglücklichen Advokaten niederzuschlagen. Sobbe, der nicht mittellos ist und wohlhabende Verwandte besitzt, kann höchstens auf ein paar tausend Mark rechnen, die er bei dem Geldbriefträger vielleicht findet. Er findet sie nicht. Mit der unglaublich geringfügigen Summe, die er dem Erschlagenen abnimmt und die er sich jederzeit von den Seinigen auf einfachste Weise hätte verschaffen können, ist er auch zufrieden. Schunicht raubt der erschlagenen Weber das Sparkassenbuch, das ihm nach seinem eigenen Geständnis die gutmütige Person wahrscheinlich sowieso gegeben, wenn er ihr zugeredet hätte.

Der Mörder stürzt sich auf den Verkäufer, um die Ladenkasse mit den paar Gulden der Tageseinnahme zu rauben. Ja, er begnügt sich unter Umständen mit den wenigen Kreuzern, die er in der Tasche einer alten Höferin finden wird, um die Unglückliche zu Boden zu strecken. Das Überwiegen des unwiderstehlichen Dranges augenblicklicher Befriedigung und die relative Gleich-

gültigkeit der Frage gegenüber, ob für den erwarteten Genuß oder die Vorteile, die man sich zu versprechen hat, nicht ein ganz unverhältnismäßig hoher Preis gezahlt wird — also das völlig Unzweckmäßige, das allen in der Leidenschaft begangenen Handlungen zu eigen ist, erreicht im Morde seine verhängnisvollste Höhe.

Solchen Erscheinungen gegenüber ist man nur allzu geneigt, das Unbegreifliche mit Wahnsinn, fixer Idee und dergleichen erklären zu wollen. Und Lombroso hat dieser bequemen und laienhaften Auffassung eine wissenschaftliche Unterlage untergeschoben, welche die meisten Verbrecher dem Arme der strafenden Gerechtigkeit entziehen würde. Dies Bestreben, die schlimmsten Missetäter zu beklagenswerten Kranken herauszustaffieren, deren sorgsame Pflege eine Pflicht der Barmherzigkeit für unsere Gesellschaft wäre, erscheint indessen überaus bedenklich und berührt eigentlich schon die krankhaften Nietzscheschen Aufstellungen der Umwertung unserer moralischen Werte.

Mörder, wie die hier aufgeführten, sind sicherlich nach allgemeiner Schätzung keine normalen Geschöpfe. Aber daraus folgt keineswegs, daß die von ihnen geschädigte Gesellschaft sich ihre Untaten gefallen lassen müsse. Die Gesellschaft hat vielmehr das Recht und die Pflicht, sich ihrer Haut zu wehren und diejenigen, die sich an ihr versündigen, zur Rechenschaft zu ziehen und zu strafen. Spieler und Trinker sind auch keine normalen Menschen. Sie üben Untaten an sich selbst und strafen sich selbst. Die Gesellschaft, die als solche

nicht unter ihnen zu leiden hat, empfindet daher auch nicht die Notwendigkeit, sich mit ihnen zu befassen. Sie beansprucht eben nur das Recht, Angriffe, die gegen sie selbst gerichtet sind, zurückzuweisen und den Frevler, der sie an Gut und Blut schädigt, zu strafen.

Die Motive zu diesen gesellschaftfeindlichen Angriffen bleiben freilich in vielen Fällen unaufgeklärte Rätsel, deren Lösung man auch durch die Aufführung von gleichartigen und gleich merkwürdigen Fällen kaum einen Schritt näher rückt. Man wird vielmehr angesichts dieser betrübenden Probleme mit Friedrich Elbogen, dem hervorragenden Verteidiger Eichingers, kleinmütig, ja verzagt an das „ignorabimus“ erinnern müssen — die wissenschaftliche Variante des unvergänglichen Paulinerwortes: „Unser Wissen ist Stückwerk.“

Indizien

Aus meinen Erinnerungen

— November 1907 —

Im Frühsommer des Jahres 1883 verbrachte ich als Gast des verstorbenen Herzogs Ernst von Koburg-Gotha auf Schloß Kallenberg, das in nächster Nähe von Koburg auf bewaldeter Höhe wundervoll gelegen ist, einige mir unvergeßlich gebliebene Tage. Der Herzog besaß in hohem Grade das, was Goethe als „der Erdenkinder höchstes Gut" preist: eine zwingende Persönlichkeit. Er war ein Erzähler ersten Ranges. Seine Darstellung war von packender Lebendigkeit, farbenfrisch, originell, sprudelnd witzig und übermütig lustig, wenn der Gegenstand es gestattete; sie konnte unter Umständen aber auch sehr ernst, ja ergreifend dramatisch sein. Fesselnd und wirksam war sie immer.

Mir waren die vorgerückten Abendstunden, wenn das offizielle Programm des Tages abgetan war — mit den herrlichen gemeinsamen Spazierfahrten, den interessanten Besichtigungen, den Mahlzeiten, zu denen

gewöhnlich einige Herren vom Hofstaate hinzugezogen wurden — weitaus die liebsten und genußreichsten. Der Herzog hielt mich dann entweder in seinem gemütlichen Arbeitskabinett zurück oder kam zu mir in das dem Gaste angewiesene behagliche, mit hohen gebräunten Eichenpanelen bekleidete Wohnzimmer; und ich brauchte nur einen Ton leicht anzuschlagen, um ihn zu einer längeren Erzählung zu veranlassen. Da er mir wohl anmerkte, daß er in mir einen sehr aufmerksamen und dankbaren Zuhörer hatte, verlängerten sich diese Plauderstunden — wenn ich sie so nennen darf, obwohl mein gütiger Wirt eigentlich allein die Kosten der Unterhaltung trug — oft bis in die tiefe Nacht, bis der Hall der ungeduldigen Schritte des wartenden Kammerdieners auf dem Korridor den Herzog zu einem Blick auf die Uhr und dann zum brüsken Aufbruch veranlaßte.

„Mein Gott, was ist das wieder spät geworden! Da haben wir uns wieder einmal festgeschwatzt. Also gute Nacht! Fortsetzung auf morgen! Aber da darf es nicht so lange dauern!“

Am folgenden Abend dauerte es indessen gerade so lange. Und an den nächsten Abenden auch. Jede unserer Unterhaltungen, oder besser gesagt: jeder seiner Vorträge endete mit dem Ausruf aufrichtigen Erstaunens darüber, daß es so spät geworden sei, und dem guten Vorsatze, das abendliche Zusammensein von jetzt an abzukürzen.

Zu jener Zeit war der Herzog gerade damit be-

schäftigt, seine Erinnerungen niederzuschreiben. Sie sind, wie man weiß, veröffentlicht worden. Ihr reicher Inhalt und ihr geistvoller Vortrag haben die verdiente Anerkennung gefunden. Aber so fesselnd und wertvoll diese Aufzeichnungen auch sein mögen, hinter der packenden Wirkung des gesprochenen Wortes bleiben sie weit zurück. Der Herzog hat sich eben für die Öffentlichkeit Rücksichten, die er auf hohe Persönlichkeiten zu nehmen hatte, auferlegt und mancherlei für sich behalten, das in seinem mündlichen Vortrage vielleicht gerade die reizvollsten Momente bildete. Man wird auch die Annahme nicht von der Hand weisen dürfen, daß der glänzende Erzähler im künstlerischen Ausschmuck mitunter von den gefälligen Eingebungen seiner regen Phantasie sich williger hat leiten lassen als von der Rücksicht auf ängstliche Genauigkeit in der Wiedergabe des trocken Tatsächlichen. Auch seine Geschichten mochten mitunter wohl dem freundlichen Bunde von Wahrheit und Dichtung entstammen.

Eine dieser Kallenberger Geschichten, die mir vor langen Jahren schon die Anregung zu einer kleinen Kriminalskizze gegeben hat: „Was der Schusterfriedel auf dem Sterbebette beichtete", hat sich während der letzten Wochen in meiner Erinnerung wieder ungestüm vorgedrängt.

Seit der Sommernacht, in der mir der Herzog diese sonderbare Begebenheit erzählte, sind nunmehr sechsundzwanzig Jahre vergangen. Ich habe die Sache in meinen Tagebüchern in zehn, zwölf Zeilen mit

wenigen abgerissenen Schlagworten skizziert, habe die Namen der handelnden Personen und der Örtlichkeiten, die der Herzog angab, vergessen, und gewiß ist manche charakteristische Einzelheit mit der Zeit verblaßt. Bei meinem Versuche, zum Zwecke einer zusammenhängenden Erzählung diese Lücken auszufüllen, das Verschossene und Verblichene wieder aufzufrischen, habe ich alle phantastischen Zutaten zu unterdrücken mich bemüht und in allem wesentlichen an die Tatsachen, so wie sie Herzog Ernst mir berichtet hat, mich eng angeschlossen. Da der Fall sehr ungewöhnlich ist und sich eine derartige Begebenheit in einem kleinen thüringischen Herzogtum wohl kaum ein zweites Mal zugetragen hat, würde es, wenn auch nicht ganz leicht, so doch gewiß möglich sein, die tatsächlichen Vorgänge festzustellen, die in die Zeit von 1844 bis in die siebziger Jahre — vom Antritt der Regierung des Herzogs Ernst II. bis etwa ein Dezennium vor der Kallenberger Erzählung — fallen müssen. Mein Versuch, durch einen Koburger Bekannten in angesehener Hofstellung, der Sache auf die Spur zu kommen, ist bis jetzt erfolglos geblieben. Vielleicht wird diese Veröffentlichung zu einem günstigen Ergebnis führen*).

* * *

*) Seit der Veröffentlichung dieser Zeilen in der „Neuen Freien Presse" — November 1907 — sind wiederum beinahe zwei Jahre vergangen, ohne daß sich die von mir gehegte Hoffnung erfüllt hätte. Der Herzog war zwar ein sehr erfindungsreicher Herr, in dem die Lust am Fabulieren die Nüchternheit einer streng sach-

In einiger Entfernung von einem Dorfe im Thüringer Walde liegt ziemlich vereinsamt ein Gehöft mit einem hübschen, mit Ziegeldach bedeckten Hause. Von diesem Gehöft ist seit langen Jahren ein Stück Land mit einem alten baufälligen einstöckigen Häuschen abgetrennt worden. Da haust ein armer Mann mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern; die älteste hilft gegen geringes Entgelt in der Wirtschaft des reicheren Nachbarn.

Der vermögende Bauer nebenan, seine Frau und sein Knecht sind jetzt, um die Erntezeit, auf dem Felde beschäftigt. Der Bauer, der schon während der letzten Tage sich recht hinfällig gefühlt hatte, war heute früher als gewöhnlich, so etwa eine Stunde vor Einbrechen der Dämmerung des trüben Herbsttages, nach Hause gegangen. Frau und Knecht arbeiteten noch auf dem Acker. Er hatte wie gewöhnlich, nachdem er die verschlossene Haustür geöffnet, den Schlüssel von innen im Schlosse stecken lassen. Um sich die Beine zu bedecken, hatte er aus dem Nebenraume eine Bettdecke geholt und sich dann, wie er ging und stand, auf den großen Lehnstuhl in der Wohnstube gesetzt. Wahrscheinlich war er bald eingeschlafen.

Wenn die drei, Bauer, Bäuerin und Knecht, auf

---

lichen Darstellung mitunter auf Kosten der Genauigkeit fröhlich beleben mochte; daß er sich die ganze Geschichte aber aus den Fingern gesogen habe, halte ich für sehr unwahrscheinlich, beinahe für „ausgeschlossen“, wie man jetzt so gern sagt.

Frühherbst 1909. P. L.

dem Felde zu schaffen hatten, wurde das Gehöft von einem starken, bissigen Hunde bewacht, der jedesmal, wenn irgend jemand vorüberkam, kräftig anschlug und sich immer erst beruhigte, nachdem er einen Bekannten gewittert oder die Schritte sich entfernen gehört hatte. Wenn der Hund durch längeres Bellen meldete, daß irgend etwas Ungewöhnliches vorging, kam die junge Magd von nebenan, um nach dem Rechten zu sehen. Schlug der Hund bloß an, so wußte sie, daß das nichts weiter zu bedeuten hatte. Aber regelmäßig kam sie — sie hatte einen Schlüssel zur Hintertür — kurz bevor sie die vom Felde Heimkehrenden erwartete, um den Tisch fürs Nachtmahl herzurichten.

Auch heute hatte sie den Hund anschlagen hören und, wie ihr schien, sogar mit besonderer Heftigkeit. Da es aber gleich darauf wieder still geworden war, hatte sie sich nicht weiter darum gekümmert.

Der Hund aber hatte das Nahen eines schweren Verbrechers gemeldet. Er hatte jedoch seine Warnung nicht mehr vernehmlich genug machen können. Man fand das Tier später unweit der Eingangstür der Umfriedung, alle viere von sich gestreckt, mit durchschnittenem Halse. Das Unbegreifliche, daß das starke, wütige Tier so ums Leben hatte kommen können, sollte sich später aufklären. Der Täter hatte dem Hunde ein Stück vergiftetes Fleisch hingeworfen, das ihn wahrscheinlich gleich getötet, jedenfalls kampfunfähig gemacht hatte. Vermutlich hatte er ihm dann erst die Kehle durchgeschnitten.

Aus dem Schuppen, der hinter dem Hause lag, hatte der Eindringling eine Leiter geholt, an die Bodenluke angelegt, war eingestiegen und nach unten gegangen. In der Küche, durch die er gehen mußte, hatte er ein dem Bauern gehöriges Beil gefunden, es an sich genommen und war dann in die Vorderstube getreten, in der der Bauer auf seinem Stuhle schlief. Mit einem furchtbaren Schlage hatte er, anscheinend ohne vorhergegangenen Kampf, den Schädel des kranken Mannes zertrümmert. Der eine mit voller Wucht geführte Schlag war unbedingt tödlich gewesen. Auf dem Lehnstuhl, der Decke, den Kleidern und dem Fußboden waren Spuren des reichlich vergossenen Blutes sichtbar. Alsdann hatte er alle Kisten und Kasten in brutalster Weise erbrochen, alles bare Geld und alles Unauffällige, das unverdächtig in Geld umgesetzt werden konnte, geraubt.

Nach geschehener Arbeit hatte er sich dann auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, wieder zurückgezogen. Auf dem Boden, den er passieren mußte, waren verschiedene geräucherte Fleischwaren aufgehängt. Er hatte einen Schinken mitgenommen und unter dem Rockschoß versteckt, und war dann die Leiter wieder herabgeklettert. Auf der vierten oder fünften Sprosse von unten angelangt, hatte er um sich geblickt und nun auf dem Feldwege ein junges Mädchen gesehen, das starr vor Schrecken wie festgewurzelt dastand. Es war die junge Magd von nebenan. Er sprang diese vier, fünf Sprossen herab. Bei der Gelegenheit sah das

Mädchen, daß er unter dem Rockschoß einen größeren Gegenstand — es war der Schinken — versteckt hatte. Nun war der Verbrecher eilends auf die Magd gestürzt, hatte einen fürchterlichen, wütenden Blick auf sie geworfen und war dann, ohne sie weiter zu behelligen, querfeldein gerannt.

* * *

Das geängstigte Mädchen war wie gelähmt zusammengebrochen, hatte sich nicht vom Flecke mehr gerührt, sich nicht in das Haus getraut und war draußen an der Hecke liegen geblieben. Die vom Felde Heimkehrenden ließen nicht mehr lange auf sich warten und hörten nun, daß ein Mensch vom Boden herabgeklettert und davongelaufen war. Die Bäuerin und der Knecht, schon vom Anblick des Hundekadavers aufs äußerste erschreckt, traten in das Haus, das Mädchen folgte ihnen zitternd. Was sie da in der freundlichen, gelb getünchten Stube vor sich sahen, war entsetzlich. Der Bauer, in halb liegender Stellung, war vom Sitze des Lehnstuhles herabgeglitten, er lag da mit der klaffenden Wunde; Gesicht und Kleider vom Blute völlig besudelt. Die Schlösser waren erbrochen, die Schubladen halb aufgezogen. Alles war durchwühlt. Das Beil, mit dem der tödliche Schlag geführt worden war, lehnte nahe der Tür an der Wand.

Der Schulze des benachbarten Dorfes und der Gendarm wurden vom Knecht sogleich benachrichtigt. Sie erschienen denn auch schnellstens am Orte der grausigen

Tat und es wurden sogleich umfassende Nachforschungen nach dem Verbrecher angestellt. Dutzende von Freiwilligen beteiligten sich daran.

Durch das Zeugnis des jungen Mädchens konnte der Zeitpunkt des Verbrechens ganz genau angegeben werden. Sie hatte den Hund anschlagen hören und etwa eine halbe bis drei viertel Stunden später den Verbrecher vom Bodenraum durch die Luke die Leiter herabsteigen sehen. Sie hatte sich auch das Bild des furchtbaren Menschen ganz genau eingeprägt und schilderte ihn so: Er war sehr lang und schmalbrüstig. Bleiche Gesichtsfarbe, bartlos. Er trug alte verschlissene Kleider von unbestimmbarer grünlich-bräunlicher Farbe und eine dunkle Mütze mit breitem Schirm. Die Sachen schlotterten ihm um die Glieder. Wäsche war nicht sichtbar. Um den Hals hatte er ein leinenes oder baumwollenes Tuch von hellbläulicher Farbe geschlungen. Unter seinem Schoßrock hatte er auf der linken Seite einen größeren Gegenstand versteckt gehabt. Als besonderes Merkmal führte das Mädchen an, daß er das linke Bein schleife. Das habe sie sehr deutlich gesehen, als er auf sie zugestürzt sei, und sie habe es auch wieder gemerkt, als er davonlief.

Bei der näheren Untersuchung der Örtlichkeiten ergab sich, daß vom Boden ein Schinken abgeschnitten war und fehlte.

Auf die Beschreibung, die unter den Nachbarn schnell von Mund zu Mund getragen war, meldete sich sogleich ein Bäcker, der einem Strolche, auf den die

6*

Beschreibung paßte, in der Dämmerung ein Stück Brot verkauft hatte; ebenso meldete sich der Schankwirt, der mitteilte, daß ein Mann wie der Geschilderte etwa um dieselbe Zeit, etwas früher oder später, von ihm ein Glas Branntwein gefordert und im Hausflur getrunken habe, ohne in die Wirtsstube einzutreten. Das Individuum war auch ihm verdächtig erschienen, denn er hatte etwas unter dem Rocke. Auch er hatte an dem Fremden den schleppenden Gang bemerkt.

Die Suche nach dem Mörder blieb zunächst erfolglos, und die hereinbrechende Nacht machte ihr vorläufig ein Ende.

* * *

In früher Morgenstunde des nächsten Tages aber wurde von Bauern, die zur Feldarbeit gingen, ein verdächtiger Kerl, der aus dem kleinen Gehölz zwischen Dorf und Gehöft heraustrat und sich spähend umblickte, gesehen, als man den lahmenden Gang an ihm wahrnahm, ergriffen und in Gewahrsam gebracht. Er wurde der jungen Magd, die ihn gesehen hatte, gegenübergestellt, und sie erkannte ihn mit vollster Bestimmtheit. Alle ihre Angaben erwiesen sich als zutreffend. Er trug die breite Schirmmütze, die schlottrigen, verschossenen Kleider, das blaue Halstuch; auffällig war, daß er keine Weste hatte. Er hatte eine ungesunde graugelbliche Gesichtsfarbe, Bartstoppeln und den lahmen linken Fuß.

Inzwischen hatte auch aus einem anderen nahe

gelegenen Flecken ein Schlächter gemeldet, daß zwar nicht am Tage des Verbrechens, aber einen Tag früher, gegen Abend ein Landstreicher für ein paar Pfennige Fleischabfälle bei ihm gekauft hatte.

Dem Bäcker, dem Gastwirte und dem Fleischer wurde der schwer Belastete gleichfalls gegenübergestellt. Bäcker und Gastwirt erkannten ebenfalls mit voller Bestimmtheit den Mann, mit dem sie am Abend vorher zu tun gehabt hatten. Der Fleischer war weniger bestimmt in seinen Angaben. Er sagte, daß der Mann, dem er die billigen Fleischabfälle verkauft, auf ihn den Eindruck eines hungrigen Strolches gemacht, um den er sich im übrigen nicht viel gekümmert habe. Es sei außerdem schon ziemlich dunkel gewesen; er habe gerade den Laden schließen wollen und kein Licht mehr gemacht. Er glaube wohl, daß der Mensch ungefähr die Größe des Vorgeführten gehabt habe, und er glaube auch sich zu erinnern, daß er bartlos gewesen sei. Ein schleppendes Bein habe er nicht an ihm bemerkt; aber er habe ihn ja, wie gesagt, nicht genau gemustert, und der Käufer habe es anscheinend eilig gehabt und, sobald er das Fleisch bekommen, sich schnell entfernt.

Der des Mordes Beschuldigte leugnete alles. Er behauptete, am Tage vorher, von einer benachbarten Stadt kommend, den ganzen Tag fechtend auf der Landstraße gewesen zu sein. Er sei mit den vier Zeugen, mit dem Mädchen und den Handwerkern niemals zusammengetroffen, kenne sie gar nicht. Bei einbrechender Dunkelheit habe er in dem Gehölz, aus dem man ihn

hatte heraustreten sehen, Unterschlupf gesucht und im Freien genächtigt. Während der für das Verbrechen in Betracht kommenden Zeit sei er unterwegs gewesen. Von dem, was sich auf dem Gehöft zugetragen, habe er erst nach seiner Festnahme Kenntnis erlangt. Im übrigen verweigerte er jede Auskunft über seine Personalien. Man hatte bei der Durchsuchung seiner Kleider nichts Erhebliches gefunden, keine Legitimationspapiere, aber auch nichts Verdächtiges. Am zerrissenen Futter des linken Rockschoßes waren anscheinend frische Fettflecke, über die er keine Auskunft geben konnte, Blutspuren konnten an seinen Kleidern und an seinen groben, zerrissenen Stiefeln nicht nachgewiesen werden.

Bei der genauen Untersuchung des Gehölzes entdeckte man bald eine Stelle, die darauf schließen ließ, daß die Erde frisch aufgewühlt und das Loch wieder zugeworfen sei. Es wurde nachgegraben, und nun kam ein in die Weste des Verbrechers eingewickelter Schinken zum Vorschein, von dem eine große Scheibe abgeschnitten war. Ungeachtet dieses schlagenden Beweisstückes beharrte er trotzig auf seinem frechen Leugnen wie auf seiner Verweigerung jeder Antwort auf die Frage nach seinem Namen, seinem Stand, seiner Herkunft.

Die Feststellung der Identität war zu jener Zeit beiweitem noch nicht so vollkommen organisiert wie jetzt. Es vergingen Wochen, Monate, bis man ermittelte, wer der Mensch war. Da stellte sich heraus, daß man es mit einem gefährlichen Gewohnheitsverbrecher schlimmster

Art zu tun hatte. Der Betreffende, der das vierzigste Lebensjahr noch nicht erreicht, hatte bereits zwölf Jahre hinter Schloß und Riegel zugebracht. Alle Strafen lauteten auf gewalttätiges Einbrechen, schwere Körperverletzung und dergleichen. Die letzte Strafe, fünf Jahre Zuchthaus — wiederum ein schwerer Einbruch, bei dem er dem Beraubten mit einem Holzscheit eine schwere Schädelwunde beigebracht — hatte erst kurz vor diesem neuen Verbrechen ihr Ende erreicht: erst fünf Tage vor dem Raubmorde war er aus dem Zuchthause entlassen worden. Da er ein sehr schlechter Arbeiter war, hatte er im Zuchthause so gut wie gar keine Ersparnisse gemacht. Mit den paar Groschen, die ihm bei seiner Entlassung ausgehändigt worden waren, hatte er sich dann auf den Weg gemacht. Er hatte sich auch, wie nachgewiesen werden konnte, hie und da zu gröbsten Arbeiten erboten, war aber nirgends angenommen, da er keine Papiere besaß, die er zeigen wollte. So war er hungernd und lungernd seiner Wege gegangen und schließlich nach Thüringen gekommen, wo er, wie er später zugab, einen vom Zuchthause her alten Bekannten aufsuchen wollte, um mit dem zu verabreden, was nun wohl geschehen könne.

Nachdem ihm nun bekannt gegeben war, daß man über ihn alles erfahren hatte, was man wissen wollte, bequemte er sich endlich dazu, sein unsinniges Leugnen wenigstens zum Teil aufzugeben. Er gestand aber nur das zu, was überhaupt nicht in Abrede zu stellen war: er gestand, daß er den Schinken vom Boden des Bauern

gestohlen habe. Der Hunger habe ihn dazu getrieben. Das bißchen Geld, das er gehabt, habe er bis auf ein paar Pfennige aufgezehrt. Als er bei dem Gehöfte zufällig vorübergekommen sei, habe er bemerkt, wie eine Leiter an die Dachluke angelehnt gewesen sei; alles sei ruhig gewesen, ringsum habe sich kein Mensch blicken lassen, er habe auch von einem Hunde, der angeschlagen, nichts bemerkt. Er sei die Leiter hinaufgestiegen, habe den Schinken genommen und sei dann davongelaufen. Er gab auch zu, daß er für sein letztes Geld sich ein Stück Brot beim Bäcker und einen Schnaps beim Gastwirt gekauft habe; alles andere aber sei Unsinn.

* * *

Die immer wiederholten Versuche, den Menschen zu einem vollen Geständnis zu bewegen, blieben erfolglos. Er gehörte eben zur bekannten Kategorie der schlimmsten Verbrecher, die alles leugnen, aber auch alles, was nicht durch unwiderlegbare Tatsachen ihnen nachgewiesen wird. Er räumte daher nach langem Sträuben auch nur den Diebstahl des Schinkens ein und das, was unmittelbar mit diesem Verbrechen zusammenhing; nichts weiter.

Bei diesem System hartnäckigsten Leugnens verharrte er während der ganzen Dauer der Untersuchungshaft. Sie währte nach Feststellung der Identität des Verbrechers nicht mehr lange, da ja die Tat in allen ihren Einzelheiten vollkommen klargestellt war, soweit es eben überhaupt möglich, wenn der Schuldige

nicht auf frischer Tat ertappt wird oder freiwillig ein Geständnis ablegt.

Unter der Anklage des Mordes wurde der Strolch mit dem schleppenden Gang vor die Geschworenen gestellt.

Der Staatsanwalt, ein ernster, gewissenhafter und sich seiner schweren Verantwortlichkeit vollbewußter Mann, fügte mit unerbittlicher Logik die einzelnen Glieder der schweren Belastungen zu einer ehernen Kette, die sich erdrosselnd um den Hals des Angeklagten legte. Bei dem Beweise, daß der Angeklagte in Wahrheit der Urheber des scheußlichen Verbrechens sei, brauchte er sich nicht lange aufzuhalten. Das war ja durch die Angaben der jungen Magd, die den Verbrecher unmittelbar nach der Tat mit dem gestohlenen Schinken aus der Dachluke hatte herausklettern sehen, in unerschütterlicher Weise festgestellt. Die Verläßlichkeit ihrer Angaben hatte sich überdies in jedem einzelnen Punkte glänzend bewährt. Die Genauigkeit ihrer Wahrnehmungen und ihrer Schilderung der Persönlichkeit hatte allein das schnelle Ergreifen des Raubmörders ermöglicht. Der im Gehölz ausgegrabene, in die Weste des Angeklagten eingewickelte Schinken, die nachweisliche Beute des Raubmörders, vervollständigte noch den Schuldbeweis, wenn es bei der unbedingten Glaubwürdigkeit der jugendlichen Zeugin einer solchen Vervollständigung noch bedurft hätte.

Daß man im übrigen von dem geraubten Gelde und Geldeswerte bei dem Angeklagten, der im Augen-

blicke seiner Verhaftung nur ein paar Pfennige bei sich hatte, nichts gefunden, konnte angesichts der erwiesenen Tatsachen gar nicht in Betracht kommen. Der Mensch, der den geraubten Schinken vergraben, werde schon wissen, wo er das Geld gelassen habe. Leider hatte ein andauernder starker Regen, der am Nachmittage nach der Auffindung des Schinkens heruntergegangen war, die Spuren des wahrscheinlichen Verstecks weggewaschen.

Ebenso erklärlich erschien, daß man an der Kleidung des Angeklagten nachweisbare Spuren von Blutspritzern nicht entdeckt habe. Aus der einen furchtbaren tödlichen Wunde habe sich der reichliche Bluterguß gewissermaßen lokalisiert. Nur an der Leiche selbst, am Stuhl, auf dem der Ermordete vorher geruht, an der Bettdecke, die er über seine Beine gebreitet, und auf der Diele unmittelbar neben dem Stuhl habe das Blut sichtbare Spuren hinterlassen. Außerdem nur noch am Eisen des Beiles, mit dem der tödliche Schlag geführt worden war, während die sorgfältigste Untersuchung des hölzernen Griffes nicht den kleinsten Blutspritzer aufgewiesen hatte.

Seine Hauptkraft der Argumentation verwandte der Staatsanwalt auf den Nachweis, daß es sich nicht um Totschlag, sondern um Tötung mit Vorbedacht und Überlegung, um Mord handle. Der Ankauf der billigen Fleischabfälle schon am Tage vorher, die offenbar keine andere Bestimmung hatten, als dem wachsamen Hofhunde vorgeworfen zu werden, und denen nach Feststellung der chemischen Untersuchung ein sehr jäh wirkendes

Gift beigemischt war, lasse keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es sich um eine kaltblütig wohlüberlegte, vorbedachte Tat handle. Die Küche, aus der das Beil geholt, sei genau in demselben Zustande nach wie vor der Tat gewesen. Nicht ein Stuhl sei gerückt worden. Es sei also ausgeschlossen, daß sich etwa der Verbrecher im Zustande großer Erregung dahin geflüchtet und da das erste beste Werkzeug ergriffen habe — etwa wie bei seinem letzten Verbrechen das Holzscheit. Er habe vielmehr mit kühler Berechnung, bedächtig und ungestört, die Mordwaffe ausgesucht. Der Befund der Leiche lasse mit unanfechtbarer Gewißheit erkennen, daß dem Morde ein Kampf nicht vorangegangen sei. Mit dem Beile in der Hand habe sich der Mörder in die Stube eingeschlichen und den kranken, schlummernden Bauern mit einem wohlgezielten wuchtigen Schlage niedergestreckt. Es sei ein gemeiner Raubmord, nichts anderes. Aus seiner tiefsten Überzeugung, mit feierlich bewegter Stimme, forderte der Staatsanwalt das Haupt des in seiner entsetzlichen Verbrecherlaufbahn schließlich zum Morde gereiften Angeklagten.

Der Verteidiger hatte einen sehr schweren Stand. Auch ihm gegenüber hatte der Angeklagte, soweit es die Tat des Mordes betraf, hartnäckiges Schweigen beobachtet. Gerade wie er bis zum erbrachten Nachweis, daß er mit dem Schinken die Leiter heruntergeklettert war, mit äußerstem Trotze behauptet hatte, das Mädchen müsse sich geirrt haben, er sei überhaupt nicht in der Nähe gewesen, so stellte er jetzt ebenso trotzig seine An-

wesenheit im unteren Stockwerke in Abrede. Der Verteidiger schilderte seinen Klienten als einen völlig heruntergekommenen elenden Menschen, für den er unberechtigtes Mitleid hervorzurufen gewiß nicht die Absicht habe. Nach seiner Meinung sei indessen dem Staatsanwalt der Nachweis des „Mordes“ nicht gelungen. Man solle sich die Lage des Mannes am Tage des Verbrechens vergegenwärtigen. Er hatte eine lange Zuchthausstrafe soeben verbüßt. Er war sozusagen völlig mittellos, als er in Freiheit gesetzt wurde. Die paar Groschen, die man ihm zugesteckt hatte, waren in den wenigen Tagen der jämmerlichen Freiheit bis auf einige Pfennige aufgezehrt. Nirgends war er angekommen. Er hatte sich auf den Landstraßen herumgetrieben, unter freiem Himmel genächtigt, er hungerte. Daß einem Manne wie dem Angeklagten der Gedanke nahe lag, sich das, was er zu seines Lebens Notdurft gebrauchte, da er es auf ehrlichem Wege nicht erlangen konnte, nun auf unehrlichem und gewaltsamem zu verschaffen, lasse sich bei dem alten Zuchthäusler gewiß begreifen. Aber ebensowenig wie bei seinen früheren schweren Diebstählen brauche er diesmal einen Mord geplant zu haben. Man könne ihm sehr wohl glauben, daß er lediglich, um Nahrungsmittel zu stehlen, eingestiegen sei. Und da er merkte, daß im Hause alles still war, könne ihm sehr wohl der Gedanke gekommen sein, nun auch reichere Beute zu machen. Wenn es auch eine Torheit des Angeklagten sei, in Abrede zu stellen, daß er im unteren Zimmer sich aufgehalten

habe, so sei doch unzweifelhaft die Möglichkeit gegeben, daß er beim Besuche dieser unteren Räume unerwartet dem Bauern gegenübergetreten sei. Was sich dann ereignet habe, sei der anklagenden Behörde ebensowenig bekannt wie der Verteidigung. Woher sei es denn erwiesen, daß er das Beil aus der Küche geholt und den Schlafenden erschlagen habe? Man könne ebensogut die Hypothese aufstellen, daß der Bauer selbst zu irgendwelcher Handhabung schon vorher das Beil mit ins Wohnzimmer genommen habe, daß er durch das Eintreten des Strolches aufgeweckt, beim Anblick erschrocken aufgeschrien, um Hilfe gerufen habe und halb ohnmächtig auf den Stuhl zurückgesunken sei; daß da der Angeklagte ohne Überlegung das Beil ergriffen und in der Angst um seine eigene Sicherheit sinnlos darauf losgeschlagen habe. Das seien doch immerhin Möglichkeiten, mit denen gerechnet werden müsse, wenn es sich um Kopf und Kragen eines Menschen handle. Außerdem seien viele Punkte nicht genügend aufgeklärt. Es sei nicht nachgewiesen, daß der Angeklagte das Fleisch gekauft, vergiftet und damit den wachsamen Hund getötet habe. Man habe außer dem Schinken, dessen Diebstahl ja eingestanden werde, nicht einen Pfennig Bargeld oder irgendwelchen Geldeswert bei ihm gefunden, obgleich die Beute doch ungewöhnlich reich gewesen sei. Unter den geraubten Gegenständen hatte sich auch ein Sack mit Silbergeld in großer und kleiner Münze befunden. Daß selbst ein gewiegter Verbrecher der Versuchung widerstanden habe, zum mindesten eine

Kleinigkeit zu sich zu stecken, um wieder einmal warm essen zu können, sei doch sehr unwahrscheinlich. Ebenso dürfe man nicht so schnell, wie es der Staatsanwalt getan habe, darüber hinweggehen, daß nicht eine einzige verräterische Spur des vergossenen Blutes an der Kleidung und am Leibe des Angeklagten habe entdeckt werden können. Unverständlich sei es endlich, daß der Täter sich nicht unauffällig durch die nicht verschlossene Tür des Zimmers im Untergeschoß und die Haustür heimlich entfernt, sondern den sehr viel umständlicheren und verdächtigeren Rückweg auf der Leiter wieder angetreten habe. Er wolle aber nicht so weit gehen, aus diesen auffälligen Einzelheiten zu schließen, daß der Täter mit der Erschlagung des Bauern überhaupt nicht in Zusammenhang zu stehen brauche; wohl aber müsse er dafür eintreten, daß der Beweis der Tötung mit Absicht und Überlegung von der anklagenden Behörde nicht erbracht sei, und an die Geschworenen die dringende Bitte richten, die Frage der Überlegung zu verneinen.

Nach längeren Repliken seitens des Staatsanwaltes und des Verteidigers und nach vorhergegangener Rechtsbelehrung wurde das Verfahren geschlossen, die Geschworenen zogen sich zurück. Nach kurzer Beratung wurde das Urteil verkündet, die Frage des Mordes bejaht und der Angeklagte, dem Antrage des Staatsanwaltes gemäß, vom Gerichtshofe zum Tode verurteilt.

Der Herzog, der Anstand nahm, das Todesurteil

zu unterzeichnen, begnadigte den Verbrecher zu lebenslänglichem Zuchthaus.

* * *

Jahre vergingen. Da ereignete sich in einem von Thüringen weit entfernten Zuchthause, in Schlesien oder Ostpreußen glaube ich, ein merkwürdiger Fall. Ein alter Verbrecher, der den größten Teil seines Lebens hinter den Mauern des Gefängnisses verbracht hat, fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht. Nachdem ihm vom Arzt auf sein ausdrückliches Verlangen bestätigt worden ist, daß sein Zustand sehr bedenklich ist, spricht er das Verlangen aus, den Direktor oder Inspektor des Zuchthauses und den Anstaltsgeistlichen zu sprechen, da er eine wichtige Mitteilung zu machen habe. Dem Verlangen wird natürlich sogleich entsprochen. Der Direktor und der Pastor setzen sich an das Bett des Sterbenden, der sich mit Anspannung aller seiner Kräfte ein wenig auf seinem Lager aufrichtet und mühsam, leise, aber vollkommen deutlich und klar etwa folgendes sagt:

„Ich weiß, daß ich bald sterben muß. Da will ich noch etwas sagen, was ich längst habe sagen wollen; mir hat aber der Mut dazu gefehlt. Jetzt habe ich nichts mehr zu fürchten.

Es ist schon lange her, da ist in Thüringen ein Bauer erschlagen worden. Den Mann habe ich erschlagen. Man hat aber einen andern gefaßt, und der sitzt noch, wenn er nicht gestorben ist.

Es ging mir damals recht schlecht, wie fast immer im Leben. Ich hatte kein Obdach, nichts zu beißen, nichts zu brechen. Ich hatte da in der Nähe Feldarbeit getan. Da für mich nichts mehr zu tun war, wurde ich abgelohnt. Ich trieb mich zwei Tage in der Gegend herum und erfuhr unter der Hand, daß auf dem kleinen Gehöft am Feldwege, das mir schon aufgefallen war, ein Bauer mit viel Geld wohnte, ein alter Knicker. Wenn auf dem Felde viel zu tun war, wurde das Gehöft eigentlich nur von einem bissigen Hunde und von einem kleinen Mädchen aus dem Nachbarhause überwacht. Die Kleine fürchtete ich nicht, und mit Kötern wußte ich umzugehen. Von einem alten Bekannten, mit dem ich in Waldheim lange zusammengewesen war, hatte ich mir früher einmal Gift verschafft. Er war in einem Drogengeschäft angestellt. So etwas muß man für alle Fälle haben. Ein paarmal habe ich es sogar für mich selbst gebrauchen wollen.

Ich holte mir am Abend in der Dämmerung vom Metzger Abfälle von Fleisch, wickelte das Gift da rein und trug es am Abend und am folgenden Tage mit mir herum. Na, und an dem folgenden Tage — da machte ich mich nun an das Gehöft heran. Ich hatte nichts weiter bei mir als mein altes Stemmeisen, Messer und mein Stück Fleisch — eben, was man so braucht. Ich schlich mich so vorsichtig wie möglich ans Haus heran. Aber der Köter hatte mich doch gewittert. Ich hörte ihn knurren. Nun lief ich auf ihn los. Da schlug er laut an. Ich warf ihm das Fleisch hin,

gerade auf die Schnauze. Das Tier stutzte und verschlang es. Er winselte nur noch ein paarmal leise. Dann streckte er alle Viere von sich und verreckte. Um sicher zu gehen, schnitt ich ihm noch die Kehle durch.

Ich glaubte nicht anders, als daß alle draußen auf dem Felde wären, und ging um das Haus herum. Die Türen vorn und hinten waren geschlossen. Im Schuppen hinter dem Hause fand ich eine große Leiter. Ich lehnte sie an, schlug die Dachluke auf und kletterte ein. Ich ging gleich nach unten. Ich mußte da durch die Küche gehen. Da lag ein Beil, und da mein Stemmeisen nicht mehr ganz verläßlich war, nahm ich es an mich. Ich wußte ja, daß ich damit beim Knacken leichtere Arbeit hatte.

Als ich die Stubentür leise aufmache, sehe ich zu meiner großen Überraschung den Bauern im Lehnstuhl schlafen. Einen Augenblick schwankte ich, ob ich umkehren oder mich um den da nicht weiter kümmern sollte. Aber drin war ich nun einmal. Ich sah die Kommode und die eichene Truhe stehen und wußte gleich: da wird man schon was finden! Ich dachte, am Ende hat der Alte einen festen Schlaf, und vielleicht kriege ich einen Kasten auf, ohne daß er's merkt. Aber als ich eben das Stemmeisen eintreiben wollte, wachte der Alte auf. Ich hatte doch zu viel Lärm gemacht. Er war vom Schreck wie gelähmt, wollte sich aufrichten, fiel aber wieder auf den Stuhl zurück und schrie laut auf.

Was sollte ich tun? ... Ich hatte das Beil in

der Hand. Ich dachte nicht lange nach und brachte ihn zum Schweigen.

Nun war ich ungestört. Ich steckte mein Stemmeisen wieder ein und erbrach mit dem Beile zuerst die Kommode und dann das andere. Ich nahm mit, was ich gerade brauchen konnte.

Als ich meine Arbeit getan hatte, schlich ich ans Fenster, um nachzusehen, ob ich den Rückweg ruhig antreten könnte. Da sah ich, wie ein anderer meine Leiter heraufkletterte. Ich konnte mir gleich denken, was der wollte. Zuerst wollte ich davonlaufen. Aber da fiel mir ein: die Tür ist ja geschlossen! Dann überlegte ich mir den Weg durchs Fenster. Dann hätte ich das Fensterkreuz vorher einschlagen müssen, und das hätte der Mann, der da raufkletterte, ganz gewiß gehört, vielleicht auch noch ein Nachbar oder ein Vorübergehender ...

Ich sagte mir also: vorläufig werde ich mal ruhig hierbleiben und abwarten. Vielleicht ist der Mann da oben ganz vernünftig, und man kann sich mit ihm verständigen. Im schlimmsten Falle muß ich's eben drauf ankommen lassen. Damals war ich noch bei Kräften und fürchtete mich nicht. Für alle Fälle nahm ich also das Beil wieder zur Hand und stemmte mich hart an die Wand neben der Tür. Ich hörte ganz deutlich, wie der da oben herumtappte. Es dauerte aber gar nicht lange. Bloß ein paar Minuten. Da wurde es still. Auch auf der Treppe kein Geräusch.

Sollte der Mann schon fertig sein? fragte ich mich.

Ich trat ans Fenster. Und wirklich, da sah ich, wie er auf der Leiter wieder herunterkletterte. Ganz langsam und vorsichtig. Denn er hatte etwas unterm Rock. Er sah sich beständig nach allen Seiten um. Als er ziemlich unten war, blieb er stehen, sprang ab und lief davon. Lange konnte ich ihn nicht im Auge behalten; denn das Gehöft ist durch eine dichte Hecke vom Wege getrennt. Ob er den Feldweg genommen hat oder durch die Felder gerannt ist, weiß ich nicht. Ich wartete noch einige Zeit. Es regte sich nichts, ich hörte keine Stimmen. Na also! Ich wollte probieren, ob ich unten herauskommen könnte. Ich trat auf den Hausflur und sah nun, daß der Schlüssel im Schlosse stak. Ich schloß auf und ging ruhig meiner Wege.

Nicht weit vom Eingang sah ich auf dem Feldwege ein kleines Mädchen liegen; sie hatte das Gesicht mir abgewandt und mich nicht gehört. Ich dachte, sie schlief. Ich schlug die entgegengesetzte Richtung ein und ging, bis es ganz dunkel wurde. So etwa zwischen acht und neun Uhr kam ich in ein großes Dorf. Da aß ich in einer Schenke zu Nacht. Ich sagte dem Wirt, daß ich sehr müde wäre, und er ließ mich auf dem Heuboden nächtigen.

Am andern Morgen in der Früh erkundigte ich mich nach der nächsten Eisenbahnstation. Mit dem ersten Zuge fuhr ich in eine größere Stadt, die etwa eine Stunde mit der Bahn vom Dorfe entfernt war. Da kaufte ich mir ein Paar Stiefel und von einem Trödler, der zufällig des Weges kam, einen guten Rock.

7*

Ich sah nun ganz anständig aus, und da ich nicht sehr weit weg wollte, suchte ich Arbeit.

Ich hatte von meinem früheren Arbeitgeber, bei dem ich bis vor ein paar Tagen im Dienst gewesen war, ein Zeugnis, und ich fand damit auch als Taglöhner vorübergehende Beschäftigung, um bei der Ernte zu helfen. Aber ich war immer unruhig. Ich wollte gern wissen, wie die Sache da, wo ich herkam, verlaufen war. Ich hörte nichts davon. Mir war es ganz recht, daß mir nach einer Woche ungefähr der Dienst aufgesagt wurde. Ich ließ mir bescheinigen, daß ich gut gearbeitet hatte; und nun machte ich mich wieder auf den Weg. Ich mußte wissen, wie es da stand, — da, wo ich gewesen war.

Am Abend saß ich in der Dorfschenke dicht dabei. Und da hörte ich denn, wie die Leute sich allerhand erzählten. Sie sprachen von nichts anderem. Ich hörte zu, mischte mich auch vorsichtig ins Gespräch, und als sie hörten, daß ich ein Fremder war und von nichts wußte, erzählten sie mir alles noch einmal haarklein. Ein kleines Mädchen hatte den Mörder auf der Leiter vom Boden herunterklettern sehen, sie hatte ihn so genau gesehen, daß sie ihn beschreiben konnte. Er ward gefaßt, und alles Leugnen half ihm nichts, da man den gestohlenen Schinken, den er vergraben, ausgebuddelt hatte.

Na also, sagte ich mir; wenn sie den haben, brauche ich's ja nicht gewesen zu sein.

Am andern Morgen machte ich mich dann ruhig

wieder auf, und da ich Draht genug hatte, um ein paar Monat vergnügt zu leben, fuhr ich nach Berlin. Da wußte ich Bescheid und wußte, wo ich alte Freunde finden würde. Wenn ich vernünftig gewesen wäre, hätte ich ja auf lange Zeit mein gutes Auskommen gehabt; aber man ist eben nicht vernünftig. Und man wird von den Schuften von guten Freunden und von den Halunken von Wirten so übers Ohr gehauen! Und man ist ja auch so leichtsinnig. Man will vom Leben doch auch was haben, läßt mit Weibern und alten Bekannten so viel draufgehen, daß es schnell alle wird. Na, und wie es alle war, was blieb mir da anders übrig, als? ... Das brauche ich Ihnen doch nicht zu erzählen, Sie wissen ja so gut wie ich, was mich hieher gebracht hat. Und nun wissen Sie auch, was ich Ihnen noch sagen wollte ..."

Diese Aussage wurde von den beiden Zeugen sofort aufgesetzt, konnte dem Sterbenden noch vorgelesen und von ihm unterschrieben werden. Das Gericht wurde sogleich benachrichtigt; aber es war doch zu spät, um ein wirkliches Protokoll noch zu ermöglichen. Der Verbrecher hauchte noch in der folgenden Nacht sein Leben aus.

Schnellstens wurde auch das Wiederaufnahmeverfahren eingeleitet, der als Mörder verurteilte Schinkendieb vom Morde freigesprochen und sofort auf freien Fuß gesetzt.

* * *

Das ist die Geschichte, die mir vor Jahren auf Schloß Kallenberg erzählt worden ist. In meiner

Nacherzählung habe ich erklärliche Erinnerungslücken aus eigenem ausgefüllt und manche Einzelheit angeführt, für die ich eine Bürgschaft des Authentischen nicht übernehmen darf. Alles Wesentliche aber: die Verurteilung eines Menschen, der ein geringeres Verbrechen begangen hat, nämlich Diebstahl durch Einsteigen in ein bewohntes Gebäude, wegen des schwersten Verbrechens, wegen Raubmordes, und sogar unter den besonderen Umständen; daß diese Verurteilung, soweit Menschenwitz reicht, nach den erdrückenden Indizien geradezu eine Notwendigkeit war; daß sich der Angeklagte nachweislich aus dem Besitze des Ermordeten einen Gegenstand angeeignet und beiseite zu schaffen versucht hat; daß die Hauptzeugin, die den Angeklagten vom Tatorte sich hat entfernen sehen, wie die Nebenzeugen sich in ihren Wahrnehmungen nicht geirrt und die vollste Wahrheit gesagt haben — also alles das, worauf es ankommt, hat mir der Herzog von Koburg, der als Landesherr mit der Angelegenheit direkt befaßt werden mußte, genau so mitgeteilt, wie ich es hier verzeichnet und meiner frei gestalteten Darstellung zugrunde gelegt habe.

Erst das Geständnis des wahren Schuldigen hat die Wahrheit an den Tag gebracht und den Verurteilten, dessen Haupt durch den Richterspruch gefallen wäre, wenn nicht der Wille eines einzelnen die Vollstreckung des Todesurteils verhindert hätte, dem Beile des Henkers entrissen.

* * *

Die Erinnerung an die Erzählung des Herzogs wurde in mir aufgefrischt und die Anregung zu dieser Veröffentlichung gegeben durch einen Prozeß, der im Sommer 1907 vor einem süddeutschen Gerichtshof verhandelt, mit der Verurteilung des Angeklagten zum Tode endete. Die Indizien, die für die Schuld des Angeklagten sprachen, waren in der Tat erdrückend. Er hatte das Opfer durch falsche Vorspiegelung auf den Weg gelockt, auf dem es dahingestreckt werden sollte. Er war unter verdächtigsten Umständen, wie ein Operettenbandit mit falschem Bart, den breitkrempigen Hut tief in die Stirn gedrückt, in langwallendem Verschwörermantel, unheimlich bleich, stieren Blicks, als wolle er gleichsam pantomimisch den Urheber einer bevorstehenden Schreckenstat markieren, in nächster Nähe des Ortes und wenige Minuten vor der Zeit der verbrecherischen Handlung gesehen worden. Das alles gab er auch ohne weiteres zu; bloß die Tat selbst stellte er mit halsstarriger Entschiedenheit in Abrede, ohne indessen auch nur durch die geringste Andeutung den Versuch zu machen, auf einen Dritten den Verdacht zu lenken. Dazu kam nun noch, daß der Angeklagte einen sehr üblen Eindruck machte: er war ein Prahlhans, ein Lügner, ein Aventurier, ein Schwindler. Er war völlig ruiniert, hatte das seiner Frau gehörige Geld heimlich erhoben und durchgebracht. Man konnte annehmen, daß er am Tode seiner leidlich begüterten Schwiegermutter ein starkes Interesse habe, daß dadurch der Kredit des präsumtiven Miterben wieder befestigt und

gestärkt werden würde. Der Selbstmord seiner Frau, der Tochter der Ermordeten, war ganz dazu angetan, alle Zweifel an der Schuld des Angeklagten zu lösen, und seine Urheberschaft nahezu als eine Gewißheit hinzustellen.

Aber trotz alledem und alledem gab es so manchen, der die beruhigende Überzeugung von der Gewißheit der Schuld des Angeklagten nicht gewinnen konnte. Eine glaubwürdige Zeugin erklärte mit aller Bestimmtheit, daß der von ihr gesehene mutmaßliche Täter mit dem Angeklagten nicht identisch sei; eine andere, daß der von ihr gehörte Schuß unmöglich von dem Angeklagten, den sie zur selben Zeit an einem andern Orte gesehen hatte, abgefeuert sein könne, und andere wichtige unaufgeklärt gebliebene, jedenfalls nicht genügend aufgeklärte Punkte ließen sich mit der behaupteten Schuld des Angeklagten nicht vereinbaren.

Das veranlaßte mich, da auch ich zu diesen nicht vollkommen Überzeugten gehörte — und noch gehöre —, die Geschichte vom Thüringer Morde zu erzählen, als warnendes Beispiel dafür, wie Zufälligkeiten sich zum Beweise einer Schuld zusammenballen können, die tatsächlich gar nicht vorhanden ist.

* * *

In der großartigsten Kriminalgeschichte der Weltliteratur, in der „Menschlichen Bestie", („la Bête humaine") hat Emile Zola den grausigen Vorwurf

des gewissermaßen gebotenen und unvermeidlichen Justizmordes mit erstaunlicher Kraft behandelt.

Schärfer als in diesem Roman ist die französische Kriminaljustiz niemals gegeißelt worden, die in der Tat durch die frivole Schaulust des Publikums, durch die sachwidrige Behandlung der Kriminalfälle in der Presse, durch die rhetorische Prunksucht der Staatsanwälte und Verteidiger ein widriges Zerrbild geworden ist. Der Typus des „interessanten Verbrechers", besonders des interessanten Mörders, darf auf dem Repertoire der Pariser Lebewelt niemals allzu lange fehlen. Ein schöner, blutiger Mordprozeß, womöglich mit einem leidenschaftlichen Helden oder einer wahnsinnig verliebten Heldin, gehört zu den ausgesuchtesten Belustigungen der eleganten Pariser Welt und darf mit den Premieren von Dumas und Sardou wetteifern.

Gegen das unwürdig Theatralische des französischen Schwurgerichts, gegen diese künstlichen mises-en-scène, gegen das frevelhafte Herausputzen des Verbrechers zu einem ersten Helden und Liebhaber, gegen die Entwürdigung der Richter, des Staatsanwalts, des Verteidigers, der Geschworenen und Zeugen zu bezahlten Gauklern, deren Leistungen der öffentlichen Kritik unterliegen, schleudert Zola seine schärfsten Pfeile mit der ruhigen Treffsicherheit des unbeteiligten Satirikers. Nirgends verrät sich die bebende Entrüstung über diesen schnöden Mißbrauch. In dieser nüchternen Objektivität der Schilderung liegt aber gerade die blutigste Ironie, die giftigste Satire.

Mit guter Absicht wählt Zola bei seinem Berichte über die Verhandlungen vor den Geschworenen ganz dieselben Ausdrücke, deren sich die Kritik bei der Würdigung der künstlerischen Darbietungen auf der Schaubühne bedient: Der Präsident führte seine Rolle mit großem Geschick und würdiger Haltung durch ... Die Haltung der Angeklagten entsprach den Erwartungen ... Der Verteidiger riß die entzückte Zuhörerschaft zu begeistertem Beifall hin ... Frau X. X. als Zeugin hatte einen großen Erfolg des Geschmacks und der Vornehmheit usw.

In der Tat machen alle an diesen Verhandlungen Beteiligten mehr oder minder den Eindruck von Schauspielern, die ihre Rollen wohleinstudiert und memoriert haben; und auch das Publikum benimmt sich gerade wie im Theater und gibt seine unverhohlenen Sympathien und Antipathien in der theaterüblichen Weise, durch Zischen und Beifall, kund. Der Ausgang des Prozesses wird ebenfalls genau so behandelt wie der Erfolg oder Mißerfolg eines Stückes.

Wird hier der äußere Apparat in boshaftester Weise verhöhnt, so ist die Satire, welche die Sache selbst, das Wesen des vor den Geschworenen verhandelten Prozesses trifft, womöglich noch unerbittlicher.

Aus dieser Zolaschen Darlegung können alle gewissenhaften Richter eine ernste Lehre ziehen. Hier wird durch Zufall, allerdings auch durch Absicht, das Wahre und Tatsächliche der Begebenheiten in verhängnisvoller Weise entstellt und gefälscht. Die zufällige Ent-

stellung entsteht durch das seltsame Zusammenwirken von Tatsachen, die als Indizien von dem findigen Untersuchungsrichter in scharfsinniger Weise kombiniert und gruppiert werden, so daß sie auf einmal ein fürchterliches Ganzes bilden, das die Unschuldigen mit zentnerschwerer Schuldbelastung bedrückt. Der Spürsinn des Untersuchungsrichters wird vor allem geschärft durch den nichtgenannten im Verborgenen wirkenden Hauptmitarbeiter an diesen Verhandlungen: durch das Strebertum. Der Untersuchungsrichter will nach Paris versetzt und will mit dem roten Bändchen im Knopfloch geschmückt werden. Er muß auf alle Fälle mit diesem Prozesse eine Glanzleistung vollbringen; er muß die vollste Zufriedenheit seines hohen Chefs erlangen.

In dem ganzen kunstvoll genestelten Gewebe, das der Untersuchungsrichter zusammenbastelt, ist auch nicht eine Masche solide. Es ist eine unentwirrbare Verknotung von Lug und Trug. Und lediglich dem blinden Zufall ist es zu verdanken, daß die Justiz in einem der Aufgegriffenen wirklich einen der Verbrecher gefaßt hat. Auf den Mörder hat sie die Hand gelegt. Aber der steht nicht etwa unter der Beschuldigung des Mordes; er ist vielmehr nur der Anstiftung zum Morde beschuldigt. Nach dieser Richtung hin will der Untersuchungsrichter in den zahllosen Verhören, die er mit dem Beschuldigten anstellt, ein Geständnis erpressen. Er will durchaus von ihm hören, daß er einen Dritten, den Kärrner Cabuche, überredet habe, den Mord zu

begehen. Vergeblich versichert der Angeklagte, daß er den Cabuche überhaupt nicht kenne. Die Wahrheit wird ihm nicht geglaubt. Immer wieder und wieder wird er vom Untersuchungsrichter dahin bearbeitet, zu bekennen, daß er in Gemeinsamkeit mit Cabuche gehandelt habe. Und als die Geschichte den Angeklagten schließlich zu langweilen anfängt, als er von all dem unnützen Gefrage mürbe gemacht ist, entschließt er sich eines Tages dazu, die Wahrheit in ihrem vollen Umfange einzugestehen. Er erklärt: „Ja, ich habe den Mord begangen. Der Getötete hat die Kindheit meiner Frau besudelt. Die Leidenschaft der Eifersucht hat mich zu dem Verbrechen getrieben."

Und da umspielt die scharf geschnittenen Lippen des Untersuchungsrichters ein kluges und feines Lächeln. Er findet es sehr geistreich, daß der des Verbrechens Überführte durch diese Angabe den gemeinen Raubmord zu einem Morde aus Eifersucht machen wolle — zu einem jener beliebten Fälle, die vor den sensitiven Geschworenen Frankreichs immer eine milde Beurteilung finden. Aber der kluge Mann läßt sich durch die Schlauheit des abgefeimten Verbrechers nicht beirren. Er weiß ja ganz genau, wie die Sachen liegen. Er weiß, daß der Spieler und Verschwender in den Vollgenuß der Erbschaft hat gelangen wollen. Das sogenannte Geständnis paßt nicht in die Konstruktion des Untersuchungsrichters. Es wird daher auch gar kein Gewicht darauf gelegt, und der Geständige wird nicht des Mordes, sondern der Anstiftung zum Morde

angeklagt. Der vollkommen unbeteiligte Cabuche, der nie gelogen, der immer einfach der Wahrheit gemäß erklärt hat: „Ich weiß von der ganzen Sache nichts. Ich kenne den Mitangeklagten nicht. Ich habe keinen Mord begangen," — der bleibt der gesuchte Mörder! Das hat die Untersuchung über allen Zweifel festgestellt. Und es findet sich sogar ein vertrauenswerter Zeuge, der im besten Glauben aussagt, daß er gehört hat, wie beide, die sich tatsächlich nicht kennen, einige Tage vor diesem Verbrechen Heimlichkeiten miteinander gehabt und wahrscheinlich Verabredungen getroffen hätten.

In dieser fratzenhaften Gestalt, in dieser Verdrehung alles dessen, was richtig ist, in dieser Verfilzung von Zufälligkeiten, die in grausigster Weise entstellt sind, kommt nun dieser Rattenkönig von Mordprozeß endlich in dem schwülen, menschenüberfüllten Schwurgerichtssaale zu Rouen zur Verhandlung.

Nichts als Lug und Trug!

Und das Schlimmste ist, daß alle an den Verhandlungen beteiligten Faktoren: der Staatsanwalt und auch die Verteidiger, die Richter und die Geschworenen, durch den Irrtum des Untersuchungsrichters vom Pfade der Wahrheit abgedrängt, in bestem Glauben handeln. Der durch das Strebertum gestärkte Scharfsinn des Untersuchungsrichters hat das Unheil ausgebrütet. Der Staatssekretär hat es aus hochpolitischen Gründen geschehen lassen. Und so steht denn auf diesem Untergrunde von Falschheit das stattliche Gebäude da,

befestigt und bewehrt vom Staatsanwalt und mit oratorischen Flunkerkunststückchen äußerlich glänzend, aber innerlich schwach angegriffen von den Verteidigern. Die Geschworenen geben ihm durch ihr Urteil die feste Basis. Und alles Lug und Trug!

Auf einen Augenblick indessen — und das ist einer der schönsten Momente der Zolaschen Dichtung — dringt in diesen Wust und in diese Nacht der göttliche Lichtstrahl des Wahren. Freilich nur auf einen Augenblick.

Während des Verhörs ereignet sich nun etwas Seltsames, Unerklärliches ...

„Auf einmal erhob sich zwischen diesen Männern (dem fälschlich Beschuldigten und dem Unschuldigen) etwas unsagbar Trauriges. Totenstille ging durch den ganzen Saal. Eine rauschende Bewegung — man wußte nicht, von wannen sie gekommen war — packte auf einen Augenblick die Geschworenen bei der Gurgel. Das war die Wahrheit, die dahinschwebte, stumm."

* * *

Der leise rauschende Flügelschlag der dahinschwebenden Wahrheit ... Du mein Gott, was so ein Dichter alles hören will! ...

Grete Beier

Der Werdegang einer Verbrecherin

Anfang August 1908

I

1885 bis Februar 1906 — Gretens Kindheit. Ihre ersten leichtsinnigen Streiche. Tanzstunde und Liebschaft mit Hans Merker.

Vor mehr als fünfundzwanzig Jahren stand vor den Berliner Richtern ein kleines blondes Schulmädchen, zwölf Jahre alt, nicht häßlich, nicht hübsch, von gewöhnlichem Aussehen, — ein Kind, wie man deren in den von den Minderbemittelten bewohnten Vierteln der Großstadt auf Schritt und Tritt zu Dutzenden begegnet: Marie Schneider war ihr Name. Sie hatte, wie gesagt, nichts Auffälliges: Größe und Entwicklung ihrem Alter entsprechend, Gesichtsausdruck nichtssagend.

Diese Marie Schneider hatte ein ihr nicht näher bekanntes kleines Kind, das sie auf dem Hofe spielen sah, an sich gelockt, auf den Arm genommen, war zwei Treppen mit ihm hinaufgestiegen, hatte ihm die Ohr-

ringe ausgehakt, das Flurfenster zum Hofe geöffnet, das Kind auf die Fensterbank gesetzt und ihm einen „Schubs“ gegeben. Sie hörte die Kleine auf die Steine des Hofes aufschlagen — „es klatschte“. — Das Kind blieb auf dem Flecke tot liegen, wahrscheinlich ohne noch einen Laut von sich zu geben. Marie hat wenigstens nichts mehr gehört. Für die Ohrringe bekam sie von einem Trödler in der Nachbarschaft eine Kleinigkeit; ich glaube, fünfzig Pfennige. Dafür kaufte sie sich „Kaiserkuchen“, den sie mit gutem Appetit verzehrte. Um die Kleine hatte sie sich nicht weiter gekümmert.

Sie hatte nicht die geringste Vorsicht gebraucht, um die Tat zu vollbringen, und wurde denn auch ohne Schwierigkeit sehr bald als Täterin entdeckt. Als sie am andern Morgen im Schauhause der Kindesleiche gegenübergestellt wurde, traten ihr die Tränen in die Augen, und auf dem Rücktransport nach dem Gefängnis weinte sie heftiger.

„Tut es dir leid?“ fragte der sie begleitende Kommissar.

— Keine Antwort.

„Weshalb weinst du denn?“

„Wir haben so schlechten Kaffee gekriegt,“ erwiderte sie schluchzend. „Ich habe solchen Hunger!“

Während der Untersuchungshaft zeigte sie nicht das geringste Verständnis für das, was sie getan hatte, nicht einen Schimmer von Reue; aber auch keine Verstocktheit, keine Frechheit. Sie ließ sich keinen Verstoß gegen die Hausordnung zuschulden kommen. Ihren

Mitgefangenen gegenüber, mit denen sie die Zelle zu teilen hatte, benahm sie sich zurückhaltend und ruhig.

Auch in der öffentlichen Verhandlung machte sie den Eindruck eines bescheidenen, ja artigen Kindes, — eines Kindes von nicht gewöhnlicher Intelligenz, das den Sinn aller an sie gerichteten Fragen sofort erfaßte und mit vollkommener Wahrhaftigkeit darauf antwortete, ohne den Versuch der Beschönigung, der Entstellung und ohne alle persönliche Erregung — etwa wie eine Schülerin, die gut gelernt hat, auf die Fragen des Lehrers Bescheid gibt. Mit einem Scharfsinn, der bei einem zwölfjährigen Mädchen aus der Gemeindeschule das Staunen des Gerichtshofes erregte, unterschied sie vollkommen richtig zwischen einfachem und schwerem Diebstahl, zwischen Totschlag im Affekt und überlegtem Mord.

Auf die Frage des Vorsitzenden, weshalb sie es nicht bei dem Raube der Ohrringe habe bewenden lassen, weshalb sie die Kleine gemordet habe? antwortete sie ruhig: „Das Kind sollte mich nicht verraten."

„Aber es konnte ja kaum sprechen?"

„Mit den Fingern konnte es doch auf mich zeigen . . ."

Auf die durch den Vorsitzenden des Gerichtes an sie gestellte Frage, ob sie die Tat bereue, fand sie wieder keine Antwort. Sie sah den Vorsitzenden ruhig an. Fragen, die das Empfindungsleben betrafen, gingen anscheinend über ihren Horizont.

Die kindliche, kaltblütige, reuelose Mörderin, bei deren Anblick man das Ungeheuerliche ihrer Tat zu vergessen, die Möglichkeit ihres Verbrechens überhaupt nicht zu fassen vermochte, erregte Schaudern.

Marie Schneider wurde zu langjährigem Gefängnis verurteilt — wenn ich nicht irre, ungefähr zum Maximum der gesetzlich zulässigen Strafe.

Der Prediger der Anstalt, in der sie ihre Strafe verbüßte, teilte mir, als ich mich einige Jahre später nach der Entwicklung dieses seltsamen Geschöpfes erkundigte, mit, daß Marie Schneider in einer gewissen Periode ihres Heranreifens schlechte, vielleicht auch durch Mitgefangene genährte Instinkte bekundet, sich dann aber freundlichen, väterlichen Ermahnungen zugänglich gezeigt und nach Überwindung der Krisis wie zuvor lobenswert geführt habe. Es mache auch den Eindruck, als ob mit der körperlichen Reife allmählich das Verständnis ihrer Tat ihr aufgedämmert sei. Von tiefer Reue aber, geschweige denn von Zerknirschung könne füglich nicht die Rede sein.

Nach langen Jahren — Marie Schneider mußte nun wohl die Mitte der Zwanzig schon überschritten haben — hörte ich zufällig noch einmal von ihr. Sie war im Gefängnis nicht so geworden, wie man befürchten durfte, nicht die Brunnenvergifterin und Massenmörderin, zu der sie nach ihrem furchtbaren Verbrechen der Kindheit entarten konnte. Ein Beamter der Sittenpolizei erzählte gelegentlich, daß sie jetzt zu regelmäßigen Besuchen im Polizeipräsidium verpflichtet und in vor-

gerückten Stunden in der Friedrichstraße und im Café National zu treffen sei.

Die öffentlichen Organe hatten sich zur Zeit mit der Verurteilung des zwölfjährigen Schulmädchens viel beschäftigt. Übereinstimmend bemerkten scharffinnige Moralisten, namentlich aus der Provinz, daß ein solches Verbrechertum in der Hülle dieser Kindlichkeit nur unter den Bedingungen großstädtischer Verkommenheit denkbar sei; nur aus dem durchseuchten Schlamm des Morastes in der Weltstadt könne eine solche giftige Sumpfpflanze herauswachsen.

* * *

An diese Marie Schneider hat mich die Bürgermeisterstochter von Brand, Grete Beier, die, von anderen schweren Bestrafungen abgesehen, wegen Ermordung ihres Bräutigams, des Oberingenieurs Kurt Preßler, von den Geschwornen zu Freiberg in Sachsen zum Tode verurteilt und am 23. Juli hingerichtet worden ist, lebhaft erinnert.

Trotz aller fundamentalen Verschiedenheiten bestehen zwischen den beiden, sogar im wesentlichen, starke Gemeinsamkeiten. Kaltblütig, leidenschaftslos, ohne wirkliche Bosheit und ohne Gewissensqualen begehen beide das Grauenhafte. Für die Mittel zu ihrem verbrecherischen Zweck fehlt ihnen jeder Maßstab. Wenn zweckdienlich, erscheint ihnen das größte aller Verbrechen: der Mord, gerade so selbstverständlich wie irgend etwas anderes, wie etwa eine kleine Schwindelei zum Erringen

8*

eines winzigen Vorteils, wie eine Ausrede, eine Notlüge, ein leichtfertiges Versprechen und dergleichen.

Eine Übereinstimmung zwischen den beiden besteht auch in der rätselhaften, den Abscheu entwaffnenden Wirkung ihrer Persönlichkeit: hier die Anmut des jungen Mädchens, dort das Versöhnliche der Kindheit. Bei beiden, sogar in der Darstellung des Grausigen, völlige Wahrhaftigkeit und Objektivität. Mit dem Entsetzen über die Tat liegt in uns die auffässige Regung einer ungewollten Sympathie für die Täterin in hartem Kampfe. Es sind „bêtes humaines“, die man nicht bemitleidet, aber auch nicht haßt. Eine schöne Tigerkatze haßt man ja auch nicht. Man begnügt sich damit, sie unschädlich zu machen; man sperrt sie in den Käfig oder schlägt sie tot; aber man ist ihr nicht böse.

Ungleich stärker indessen als diese Übereinstimmungen sind die Abweichungen der beiden voneinander, und wenn wir uns jetzt mit Grete Beier eingehender beschäftigen, schweift unsere Betrachtung nur ganz gelegentlich zu Marie Schneider hinüber.

Gleich in den Pflanzstätten dieser verbrecherischen Kulturen zeigt sich die völlige Verschiedenheit der beiden voneinander: Bei Grete Beier wird man von der sittenlosen Großstadt als Krankheitsträger nicht sprechen dürfen. (Erbliche Belastung ist weder hüben noch drüben nachweisbar.) Ist bei Marie Schneider, der Tochter einer armen Näherin, die von früh bis spät hinter der klappernden Maschine sitzt, um für ihr Kind und sich das liebe Brot zu verdienen, und sich also

um die Erziehung nicht besonders kümmern kann — ist bei dem ungenügend gebildeten und mangelhaft ernährten Proletarierkinde, das sich unbewacht auf Höfen und Gassen mit allerlei zweifelhaften Spielkameraden herumtreibt, das Kontagium, ohne gerade nachgewiesen zu sein, doch gewiß nicht als unwahrscheinlich zu bezeichnen, so ist die Gefahr der sittlichen Ansteckung in der Kindheit und frühen Jugend bei Grete Beier geradezu ausgeschlossen.

Ihre Tage der Kindheit sind von sorgender Zärtlichkeit gehütet und von der innigen Liebe einer guten alten Frau sonnig durchwärmt. Lily Braun sagt in einem kürzlich von ihr veröffentlichten interessanten Werke „Im Schatten der Titanen": „Wer keine Großmutter hat, der weiß nichts vom schönsten Märchenhimmel des Kindheitsparadieses, der ist um das kostbarste Erbe der Vergangenheit betrogen worden. . . . Die Großmutter, jene gütige, verstehende, auf der Höhe der Lebenserfahrung milde gewordene Frau, die unsere Schmerzen besser mitempfindet als die Mutter . . . die für sich selbst nichts mehr will und darum Zeit hat für uns; der wir alles sagen dürfen, weil sie alles versteht." Der kleinen Grete Beier war dieses Glück beschieden. Die Küsse und Umarmungen der guten Großmama erstickten im Keine alle häßlichen Triebe, die sich in Gretl regen mochten, und die damals wohl nur als verzeihliche Unarten eines übermütigen Kindes sich schüchtern meldeten, in ihrer verhängnisvollen Bedeutung den schwachen Augen der liebenden Alten aber

gewiß kaum wahrnehmbar waren. Solange die Großmutter lebte, war Grete ein frohes, glückliches, kluges und liebes Kind.

Zu ihrem Unglück sollte sie die Großmutter bald verlieren. Nun fühlte sie sich im Hause von Vater und Mutter wie eine Waise. Was gut in ihr war, fand keine Pflege mehr und entwickelte sich nicht weiter, das Ungute in ihr wurde in seiner verborgenen Fortbildung nicht mehr gehemmt.

Als einzige Tochter des Bürgermeisters von Brand gehörte sie freilich zur ersten Familie des kleinen Nestes. Aber die erste brauchte nicht die beste zu sein. Die Äußerungen über die Familie in den zahlreichen Beier-Prozessen lauten nicht gerade günstig — in den fünf Monaten vom 29. Januar bis 30. Juni dieses Jahres sind in Freiberg nicht weniger als sechs solche Prozesse verhandelt worden, die allesamt mit den Verurteilungen den verschiedenen Angeklagten geendet haben. Der Vater, der verstorbene Bürgermeister Ernst Theodor Beier, soll nur durch vorzeitigen Tod einer peinlichen Auseinandersetzung mit den Richtern entgangen sein. Mag ihn auch berechtigter Tadel treffen, mag er sich um seine Tochter nicht genug gekümmert und die unheilvollen Triebe in ihr, zu denen doch unzweifelhaft gewisse Ansätze dem Auge des Vaters erkenntlich sein mußten, nicht energisch genug unterdrückt haben — die Liebe, die Grete für ihn fühlt, die Zärtlichkeit, mit der sie an ihm hängt (diese innige Liebe zu ihrem Vater ist die einzige menschlich gute und reine Empfin-

dung, die Grete äußert), wirft doch auf ihn einen versöhnlichen Schimmer; und selbst wenn er schwer gefehlt, hat der Unglückliche viel gesühnt. Dem Auge des Sterbenden hat sich noch das furchtbare Bild dargeboten: die tiefste Schändung seiner Familie. Am 27. Juni 1907 war Grete als der Fälschung und des schweren Diebstahls dringend verdächtig verhaftet worden — in der Krönerschen Sache. Ihr schwerstes Verbrechen, die Ermordung Preßlers, war freilich noch nicht entdeckt; aber der Alte mochte doch wohl ahnen, daß mit diesem plötzlichen Tode des Bräutigams und der Einsetzung Gretens als Universalerbin auch nicht alles ganz richtig war. In der Gewißheit, daß seine Tochter eine schwere Verbrecherin war, und in banger Ungewißheit, daß sie vielleicht sogar mit dem schwersten Verbrechen ihr Gewissen belastet habe, starb er am 20. August.

In noch weniger erfreulichem und in bestimmterem Lichte erscheint uns die Mutter: Ida, geborene Clausnitzer. Grete erhebt bittere Klage darüber, daß es ihr nie gelungen sei, zu ihrer Mutter in ein innigeres Verhältnis zu treten, daß ihre Liebkosungen rauh abgewiesen worden seien. Aus allem, was sie in den Verhandlungen vor den Richtern über ihre Mutter sagt, klingt vernehmlich der bittere Vorwurf hervor, daß sie ganz anders geworden wäre, wenn ihre kindliche Zärtlichkeit von ihrer Mutter erwidert worden wäre. Die Mutter aber hatte anscheinend kein anderes Bestreben, als die herangewachsene Tochter gut, das

heißt mit einem wohlhabenden Manne zu verheiraten. Grete war, wenn auch keine Schönheit, doch mädchenhaft hübsch, dabei klug und liebenswürdig. Sie kleidete sich geschmackvoll und sah auch in einfachsten Kleidern sehr elegant aus. Und sie war die Tochter des Bürgermeisters! Für ein solches Mädel mußte sich doch eine gute Partie finden lassen! Auf diese Hauptsache steuerte die Mutter los. Alles übrige galt ihr als nebensächlich. Und sie war ihrer Tochter gegenüber von unbegreiflicher Duldsamkeit. Sie drückte mehr als vonnöten zu gelegener Zeit ein Auge zu. Denn daß sie von den tollen Ungehörigkeiten ihrer herangewachsenen Tochter keine Ahnung gehabt habe, ist schwer anzunehmen. Daß sie zum mindesten bei einem der Verbrechen Gretens ihre Hand im Spiele gehabt hat, ist vom Freiberger Schwurgericht als bewiesen erkannt worden. Sie ist wegen Verleitung zum Meineid mit zwei Jahren Zuchthaus bestraft worden.

An ihren Eltern fand Grete also keinen Halt, keine Stütze; weder in Zärtlichkeit, noch in Strenge eine Korrektur ihrer bedenklichen Neigungen, die unbeachtet im Verborgenen fortwucherten, bis sie zu gräßlicher Reife gediehen. Im Sittlichen hat Grete offenbar seit dem Tode der Großmutter überhaupt keine Erziehung mehr gehabt. Sie ist eben wild aufgewachsen, und die Keime zu ihrem originären Verbrechertum haben sich im Schatten des indolenten Elternhauses frei und ungestört entfalten können.

Wäre es sonst möglich gewesen, daß man einem

jungen Mädchen aus der ersten Familie der kleinen Stadt den Umgang mit den bedenklichsten Weibern, mit der Hebamme Therese Kunze und der Ida Kammlodt, der gefälligen Vermieterin eines sturmfreien Nachtquartiers, gestattet hätte? Wäre es möglich gewesen, daß Grete in ihrem Zimmer im Elternhause mit ihrem Liebsten Schäferstunden hätte verbringen, sich ungezählte Male nächtlings aus dem Hause hätte schleichen, stundenlang mit ihrem Geliebten bei einer Kupplerin hätte zusammenbleiben und erst beim Morgengrauen in die elterliche Wohnung hätte huschen können? Daß sie unbeaufsichtigt, mit und ohne Wissen der Ihrigen, nach den Nachbarstädten Freiberg und Chemnitz und mit dem Bräutigam zwei, drei Tage nach Leipzig hätte reisen können?

Bei einer solchen Erziehung erscheint es verwunderlich genug, daß ein leichtsinnig veranlagtes junges Mädchen die kritische Periode des Heranreifens ungefährdet und unbeschädigt überwunden hat.

Sie mochte wohl achtzehn Jahre alt sein, — also in einem Alter, in dem sich bei heißblütigen Naturen, deren Temperament nicht straff gezügelt wird, der Leichtsinn oft schon in verbotenen Taten manifestiert — ohne daß in ihrem Verhalten irgend etwas Anstößiges zu rügen gewesen wäre. Sie galt auch nicht als besonders gefallsüchtig, kokett, übermütig, führte keine unpassenden Gespräche. Sie war in der anständigsten Gesellschaft ihres Heimatsstädtchens und der Nachbarschaft wohlgelitten, wegen ihrer klugen

Liebenswürdigkeit und musikalischen Begabung sehr beliebt.

Da kam die Tanzstunde! Die bewußte Tanzstunde, die im vorliegenden Falle nicht besser war als ihr Ruf. Ein zunächst noch harmloser Flirt mit einem jungen Mann, der nur als Episode in diesem Vorspiel auftaucht, und dann — er kann von Glück sagen — spurlos verschwindet. „Es war ein schönes, rein ideales Verhältnis," sagte Grete. Er bewarb sich um Gretens Hand. Die Mutter wies ihn ab. Die Tochter nicht.

Das „schöne" Verhältnis blieb nun nicht „rein ideal"; und es war nicht von Dauer. Die jungen Leute zankten sich und gingen auseinander. Daß Grete ihrem Tanzstundenherrn schließlich nichts hatte abschlagen können und ihr Kränzlein im Staube lag, scheint keinen Eindruck auf sie gemacht zu haben.

* * *

Das eigentliche Drama beginnt am 25. Februar 1905 auf dem Maskenball des Kaufmännischen Vereins in Freiberg, an dem die damals noch nicht zwanzigjährige Grete Beier (geboren 15. September 1885) teilnimmt. Sie lernt da einen jungen vierundzwanzigjährigen Handlungsreisenden kennen und fängt sofort Feuer. Hans Merker heißt der Herr.

Was das geistig unendlich höher stehende Mädchen zu diesem Menschen von äußerst anfechtbaren Qualitäten hingezogen haben mag, ist schwer zu sagen. Das

Motiv, das Grete angibt: „Der arme Mensch stand so allein in der Welt ... Ich empfand Mitleid mit ihm," erscheint recht wenig überzeugend; und ihre Bemerkung: „Er wußte so schön zu erzählen" übermäßig wohlwollend.

Nach dem, was wir in den zahlreichen Prozessen, an denen Hans Merker als Mitangeklagter oder als Zeuge beteiligt ist, aus seinem Munde hören, flößt uns seine Erzählungskunst durchaus kein Vertrauen ein. Wir sehen in ihm nur einen herzlich unbedeutenden Menschen mit erstaunlichem Defizit an vornehmer Gesinnung. Die Verbrechen, wegen deren er bestraft wird, — fortgesetzte Unterschlagung und Hehlerei — erscheinen sogar als die geringeren seiner Verfehlungen. In dem häßlichen Drama spielt er vielleicht die wenigst schöne Rolle. Er wird denn auch von allen Seiten, von den Zeugen, Sachverständigen, Verteidigern mit einer Verächtlichkeit behandelt, für die, nach seinem unbefangenen Auftreten zu urteilen, ihm allein das rechte Verständnis abzugehen scheint. Alles, was er sagt, ist gewöhnlich, platt, nichtssagend, nicht einmal besonders schlau. Daß ein hübsches, kluges, viel umworbenes Mädchen einem solchen Vogelsteller ins Garn hat gehen können, kann kein Mensch begreifen. Man traut ihm allenfalls zu, daß er es verstanden haben mag, harmlose Philister am Stammtisch der Schenken zu belustigen und zu verblüffen, Champagnerpfropfen zwischen den Handflächen verschwinden zu lassen, die Ouvertüre zu „Wilhelm Tell" auf den aufgeblähten Backen zu trommeln,

Mikosch-Anekdoten zu erzählen, Vexierrätsel aufzugeben und dergleichen; daß er aber durch geistige Vorzüge ein gebildetes Mädchen wie Grete Beier hätte fesseln können, glauben wir nimmermehr.

Für diese plötzliche und starke Hinneigung des Mädchens aus viel feinerem Stoffe zu diesem minderwertigen Gesellen finden wir keine andere Erklärung, als den „einen Punkt", aus dem „der Weiber ewig Weh und Ach zu kurieren" ist — und nicht bloß das Weh zu kurieren, auch das Wohl zu erzeugen — den vielleicht unbewußten, darum aber nicht weniger mächtigen Sexualtrieb.

Wir berühren hier den Punkt, der — soweit die veröffentlichten Berichte ein Urteil gestatten — in den Verhandlungen nur vorübergehend, wie etwas Unwesentliches, gestreift worden ist. Eigentlich spricht nur Merker davon. Merker! Er sagt: er glaube den Schlüssel zu allen Handlungen Gretens gefunden zu haben; es sei „ihre kolossale Sinnlichkeit". Er sagt das in seiner Weise, und seine Weise ist nicht schön. Mit der Psychologie eines solchen Commis voyageurs wird der wissenschaftliche Sachverständige, wenn sie ihm nicht einleuchtet, schnell fertig. Vom Sachverständigen Dr. Nerrlich, der Grete aufmerksam beobachtet hat, wird Merkers Psychologie denn auch mit einer geringschätzigen Bemerkung unter zustimmender Heiterkeit des Auditoriums gründlich abgetan. Dr. Nerrlich erzählt uns, die Schwestern im Zuchthause zu Waldheim hätten der Observandin das denkbar günstigste Zeugnis aus-

gestellt: niemals habe sie unsittliche oder schlüpfrige Reden geführt; ihr Benehmen sei absolut anständig gewesen.

Das soll ja auch gar nicht bestritten werden. Sinnlichkeit braucht doch nicht unkeusch und unanständig zu sein. Und namentlich bei einem intelligenten und gebildeten jungen Mädchen erscheint eine latente starke Sinnlichkeit mit Wahrung der gesitteten Formen der guten Gesellschaft sehr wohl vereinbar. Mag man Merkers Geistesgaben auch noch so gering einschätzen, in diesem Punkte kann die Aussage des praktisch erfahrenen Empirikers sachverständiger sein, als alle spekulative Theorie des wissenschaftlichen Sachverständigen.

Nach den von den Zeitungen gebrachten Berichten macht es den Eindruck, als ob Dr. Nerrlich in seinem Gutachten dem Sexualen in Grete Beier nur geringe Bedeutung beigelegt habe — im vollen Gegensatze zur Auslassung des berühmten Psychiaters Professors Forel in Genf, der nach meiner Auffassung in einer gewissen radikalen Einseitigkeit seines wissenschaftlichen Systems in dieser Beziehung wohl zu weit geht.

Er hält Grete Beier für eine „erblich absolut defekte, hysterisch moralische Idiotin, die stark messalinisch veranlagt sei." Damit wäre freilich alles erklärt. Indessen, Forels große Autorität in Ehren — dies Bild, das sich der hervorragende Gelehrte doch nur mittelbar, nach den notgedrungen unvollkommenen Zeitungsberichten hat machen können, deckt sich doch ganz und gar nicht mit der Anschauung, welche die

Sachverständigen Oberarzt Dr. Nerrlich und Medizinalrat Dr. Nippold aus der unmittelbaren Beobachtung des Lebens gewonnen haben. Von einer moralischen Idiotin kann ganz gewiß nicht die Rede sein; ebensowenig wie von einer „messalinisch Veranlagten“.

Darunter wäre nach dem allgemeinen Sprachgebrauch doch wohl eine mehr oder minder nicht wählerische Buhlerin zu verstehen. Das stimmt auf Grete Beier aber ganz und gar nicht. Sie hat vielmehr ihrem ordinären und vulgären Merker die Treue gewahrt. „Das Wunderbare im Geschlechtsleben der Grete Beier,“ schreibt mir Dr. Nerrlich, „ist der Umstand, daß sie, während sie mit Merker verkehrte, mit keinem andern Manne sich abgegeben hat.“ Nur dieser Hans war für diese Grete der „mâle“, nach dem ihre Sinne verlangten. Sie erträgt die Marter, die sie durch ihn erduldet, mit Freudigkeit, setzt sich über alles hinweg, was sie abstoßen sollte, schließt gewaltsam die Augen, um sich von der schamlosen Ausbeutung, die sie sich von ihm gefallen läßt, nicht anekeln zu lassen, wird seinethalben zur Diebin, Fälscherin, Mörderin, ohne sich von dem Grauenhaften ihres Treibens auch nur Rechenschaft abzulegen.

Merker sucht nach keiner beschönigenden Lüge zur Erklärung seines Verhältnisses mit Grete Beier. . . . Ihre Jugend, Frische, Munterkeit, Nettigkeit und Klugheit kommen für ihn — um das juristische Wort zu gebrauchen — nur als „adminikulierende Momente“

in Betracht. Mit ehrlichem Zynismus enthüllt er uns das Geheimnis seiner Werbung um Gretens Gunst: sie ist eine gute Partie, eine „Kronleuchterpartie", wie er sich in seinem häßlichen Jargon ausdrückt. Was er von ihr will, ist: Geld — nichts weiter! Er hat leichtsinnig gewirtschaftet, hat Schulden gemacht, anvertraute Gelder unterschlagen; er braucht Geld, und wenn sie's nicht hat — die Tochter des Bürgermeisters von Brand wird's ihm schon verschaffen. ...

Und er braucht's nötig! Und es handelt sich um eine Summe, die für einen untergeordneten Kommis mit einem Jahresgehalt von 1200 Mark und für ein junges Mädchen, das auf ihr bescheidenes Taschengeld angewiesen, keine Kleinigkeit ist — um mehr als 2000 Mark, die er im letzten halben Jahre seiner leichtsinnigen Streiche seinem Prinzipal unterschlagen hat. Er kann also nichts Gescheiteres tun, als sich schleunigst mit Greten zu verloben, wenn auch zunächst erst im geheimen. Und das geschieht denn auch bereits zwölf Tage nach ihrer ersten Begegnung, am 9. März. Als heimlicher Bräutigam fühlt er den Mut, an den Bürgermeister Beier mit der Forderung heranzutreten, ihm diese größere Summe zu „leihen". Nur eine Gewährung dieses Darlehens würde ihn vor Schande und einer entehrenden Strafe retten können.

Nach einigem Sträuben ließ sich der alte Beier denn auch dazu herbei, dem jungen Manne, der vor ihm flennend auf den Knien lag, und zu dem seine Grete so große Zuneigung gefaßt hatte, 1200 Mark zu geben.

Damit war die dringendste Gefahr für den Augenblick abgewandt.

Nun Merker das Geld weg hattte, ließ er sich nicht lumpen und machte Abzahlungen in Liebkosungen an Grete. Bis dahin waren auch diese Beziehungen „schön und rein ideal“ gewesen. Das hörte nun auch auf. Und von Stund an geriet die Bürgermeisterstochter zu ihrem Liebsten in ein Verhältnis wahrhaft unheimlicher Hörigkeit, welches in der Folge durch besondere Begebenheiten noch derart verstärkt wurde, daß die kluge Grete der Klarheit und Überlegung, der Freiheit des Willens und der Handlungen und aller und jeder sittlichen Erkenntnis des Guten und Bösen völlig beraubt und nur von dem einen und einzigen Gedanken beherrscht wurde: wie schaffst du Geld, viel Geld für Merker, der Geld, immer wieder Geld und viel Geld braucht?

Nachdem für Merker mit der Bezahlung von 1200 Mark die erste akute Geldnot vorüber war, erlitt der heimliche Verkehr zwischen ihm und Greten zunächst keine Störung. Und sie machten es sich nun bequem. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein erbärmliches Nest im Sachsenlande verbotene heimliche Liebe so ungestört bettet, wie es in Brand mit seinen 4000 und einigen Einwohnern tatsächlich der Fall gewesen ist. Und dabei war es so billig!

In Brand lebte eine frühere Hebamme, die sich Therese Kunze nennt, und mit der die Tochter des Bürgermeisters — der Himmel weiß, wie — vertraut

bekannt geworden war. Dieser erfahrenen, 63jährigen Frau Kunze — „ein Weib, wie auserlesen ...“ —, einer Gelegenheitsmacherin der schlimmsten Art, erzählte Grete ihre Liebschaft mit Merker und klagte ihr wohl auch ihr Leid über die Schwierigkeit ungestörten Zusammenseins mit ihm; denn in ihrem Stübchen im Elternhause, wo sie Merker öfter heimlich empfangen hatte, war die Sache doch immer ein bißchen gefährlich. Die gute Frau Kunze wußte Rat. Sie mietete für das Pärchen eine Stube bei ihrer Freundin, Frau Ida Kammlodt, wo die Liebesleute ganz ungeniert zusammentreffen konnten — zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Dafür wurde der Kammlodt eine Monatsmiete von sieben Mark versprochen, etwa 25 Pfennig täglich. Und selbst dieser doch recht mäßige Preis ist der Kammlodt nicht einmal voll bezahlt worden! Sie hat nur einen Teil der vereinbarten Mietssumme erhalten.

Die gute Frau Kunze tat alles Menschenmögliche, um es ihrer jungen Freundin Grete leicht zu machen. Sie besorgte die brieflichen Verabredungen mit Merker; sie sorgte dafür, daß die Stube an den Tagen, da Merker kam, gut geheizt wurde. Wenn es regnete, brachte sie der Grete die Gummischuhe und den Schirm aus dem Hause der Eltern, und sie weckte die glücklich Liebenden, damit Grete die Zeit nicht verschlafe und ihren Rückzug unbemerkt antreten könne, um rechtzeitig daheim zu sein. Irgendwie nennenswerte finanzielle Vorteile scheint die gefällige Person dabei nicht gehabt

zu haben. Ihre Dienstfertigkeit war wohl mehr ein Ausfluß des mephistophelischen „Hab' ich doch meine Freude dran!“ Auf die Frage des Vorsitzenden, was sie zu dieser kupplerischen Begünstigung veranlaßt habe, antwortete sie treuherzig: „Man ist eben zu gut und zu dumm!“

Daß es in diesen idyllischen Nokturnen nicht immer ganz gemütlich zugegangen ist, ist leicht verständlich. Merker empfand für Greten nicht einmal die animalische Liebe, die in ihr geheim lodern mochte. Für ihn war sie einfach die Geldgeberin, und wenn sie nichts hatte, war sie ihm zum mindesten gleichgültig, wenn nicht geradezu lästig. Er mochte aber das Verhältnis nicht lösen, weil er sich sagen durfte, daß es zwischen ihnen beiden doch wohl noch zu einer Heirat kommen würde. Und dann würde, wenn auch die „Kronleuchterpartie“ nicht so glänzend war, wie er anfänglich wohl vorausgesetzt, der Bürgermeister mit dem Gelde, das er gewiß hinter sich gebracht hatte, schon herausrücken.

So vergingen Monate in Freud und Leid. Die Alten schliefen zu Hause. Grete und Hans zankten und versöhnten sich und schliefen bei Frau Kammlodt. Frau Kunze wachte.

II

Februar 1906 bis 12. Mai 1907. — Gretens Verlobung mit Kurt Preßler. Unter dem Drucke der Merkerschen Drohungen begeht sie ihre ersten Verbrechen: Fälschung und schweren Diebstahl (die Krönersche Sache). Vorbereitungen zur Ermordung Preßlers: Revolver, Cyankali, Fälschung der Veroni-Briefe und des Preßlerschen Testaments.

Gegen Ende des Karnevals 1906 besuchte Grete wieder einmal einen Ball, und dieser Ball der Ingenieure in Chemnitz sollte für sie noch verhängnisvoller werden als der kaufmännische Maskenball des Vorjahres.

Grete hatte als Tischherrn einen jungen Oberingenieur, Kurt Preßler, der sich auf das lebhafteste für sie interessierte. Sie hatte sich gerade wieder einmal mit ihrem Merker gezankt und war in einer Stimmung, die sie für die Huldigungen Preßlers empfänglich machte. Außerdem mußte sie, wenn sie unwillkürlich Vergleiche anstellte, sich sagen, daß Herr Preßler denn doch aus ganz anderm Holze geschnitzt war als der öde Freiberger Handlungsgehilfe. Preßler wirkte, so wie er war, als ein durch und durch anständiger Mensch in angesehener Stellung, als tüchtig und gebildet. Sein Wesen hatte zwar etwas Verschlossenes und war für junge Mädchen vielleicht nicht sehr reizvoll. Aber er war doch eben von ganz anderm Kaliber als ihr Herzensfreund, der das Geld seines Prinzipals leichtsinnig verjubelte und seine Unterschlagungen mit Zwangs-

9*

anleihen bei seiner Geliebten zu decken suchte. Alles das trat dämmernd vor Gretens Seele. Auch das Gefühl, sich dem Willen eines untergeordneten und unwürdigen Individuums völlig zu unterwerfen, mochte sie zeitweilig anwidern. Jetzt bot ihr ein Ehrenmann, der in uneigennütziger, herzlicher, ja leidenschaftlicher Zuneigung ihr zugetan war, die Hand zu einem ehrenhaften Bunde fürs Leben. Sie schlug ein.

Als Merker, der sein Verhältnis zu Greten als eine unkündbare Lebensstellung aufgefaßt hatte, die Verlobungsanzeige seiner heimlichen Braut mit dem Oberingenieur Kurt Preßler las, geriet er außer sich. Sollte sich Grete, deren er so sicher zu sein glaubte, wirklich von ihm frei machen können und wollen? ... Er zweifelte, trat beiseite, wartete, schwieg. Und seine Taktik war richtig.

Grete, die sich ihrem ersten Liebhaber in der Tanzstunde und ihrem zweiten vom kaufmännischen Maskenball ohne ernsteres Widerstreben hingegeben hatte, versagte sich standhaft der leidenschaftlichen Bewerbung ihres offiziellen Bräutigams. Er war ihr sogar unangenehm. Selbst die unter Brautleuten allgemein statthaften Vertraulichkeiten: der Kuß auf Stirn und Wange bei der Begrüßung und beim Abschiede widerstrebten ihr. Mit Behagen und Verlangen schwelgte sie in der Erinnerung an das ärmliche Stübchen bei der Kammlodt, das die gute Frau Kunze an den Festtagen, da Merker aus Freiberg heimlich herüberkam, immer so hübsch geheizt hatte.

Dem feinfühligen Preßler konnten bei aller Verliebtheit die Unfreundlichkeiten der spröden Braut nicht entgehen. Und auch zwischen dem Brautpaar kam es oft zu recht unliebsamen und garstigen Auftritten.

Grete hatte übrigens alle Veranlassung, an den verlassenen Schatz Tag und Nacht zu denken; denn sie durfte nun nicht mehr daran zweifeln, daß die nächtlichen Begegnungen mit Merker bei der Kammlodt nicht ohne Folgen geblieben waren. Und als sie wieder einmal durch ihr unwirsches Benehmen eine häßliche Szene mit Preßler provoziert und er sich erzürnt von ihr abgewandt hatte, kehrte sie reuig und verliebter denn je zu ihrem Merker zurück und warf sich dem Vater des Kindes, das sie unter dem Herzen trug, schluchzend und jubelnd in die Arme.

Merker wußte, daß er nun gewonnenes Spiel hatte. Nun brauchte er bloß damit zu drohen, daß er mit Herrn Preßler noch ein Wörtchen im Vertrauen zu reden habe, um Greten zu allem gefügig zu machen. Und wohl nicht bloß Greten allein, auch die Eltern. Einstweilen tat er so, als ob er auf Gretens Hand ältere Ansprüche habe und sie zwingen wolle, ihre Verlobung mit Preßler aufzuheben.

In ihrer Seelenangst entschloß sich Grete der argwöhnisch gewordenen Mutter gegenüber zu einem Geständnis ihrer schrecklichen Lage. (Ob der Vater etwas davon erfahren hat, ist in den der Öffentlichkeit bekannt gewordenen Angaben noch dunkel geblieben.) Die Mutter, die von einer Aufhebung der Verlobung mit

Preßler nichts wissen wollte und die Verbindung mit dem Habenichts und dem der Unterschlagung geständigen Merker aufs entschiedenste zurückwies, glaubte doch einen Ausweg aus dem furchtbaren Wirrsal finden zu können. Wenn Grete ihre physische Abneigung gegen den Mann, den sie ja doch heiraten werde, schon vor der Einsegnung der Ehe überwinden und die Vorbedingungen schaffen würde, die Preßler zu dem Wahne verleiten könnten, daß er sich vorzeitig Vaterfreuden gesichert habe? Das mütterliche Ansinnen einer solchen Diskontierung der legitimen Ehefreuden empörte indessen Greten aufs äußerste. „Lieber spränge ich ins Wasser!" erklärte sie mit einer Entschiedenheit, an der jedes „vernünftige" Zureden zerschellte.

Es geschah etwas anderes. Die gute Frau Kunze schaffte Rat. Der früheren Hebamme durfte man ja zutrauen, daß sie Bescheid wisse. Wenn auch starke Verdachtsgründe vorliegen, erwiesen ist es nicht, daß die Mutter um diese geheimen Treibereien gewußt hat. (Das Freiberger Gericht, das mit diesen Beier-Prozessen wirklich mehr als hinlänglich befaßt worden war, hat es dabei bewenden lassen, später — im Juni 1908 — Grete Beier und die Kunze wegen eines Verbrechens gegen das keimende Leben [§ 218 StGB.] zu je einem Jahre Gefängnis zu verurteilen.)

Merker ist jedenfalls dem verbrecherischen Treiben fern geblieben. Aus gutem Grunde. Hatte schon das Mitwissen der bevorstehenden Mutterschaft Gretens seine Position den Beiers gegenüber erheblich gefestigt, so

besaß er jetzt, da ihm das Geheimnis der Beseitigung dieser Mutterschaft offenbart ward, eine Waffe in der Hand, die er tödlich auf die Familie niedersausen lassen konnte; an der er nur zu rasseln brauchte, um Vater, Mutter und Tochter Beier in schlotternden Schrecken zu versetzen. Jetzt war er Mitwisser eines Verbrechens, das in der Familie Beier begangen war! Ein Wort von ihm, und die ganze Bürgermeisterei flog in die Luft. ...

Er konnte aber auch schweigen. Und Schweigen ist Gold. „Ich habe sein Schweigen stets erkaufen müssen," erklärte Grete im fünften Beier-Prozeß am 5. Juni 1908.

* * *

Zwischen den offiziellen Brautleuten Preßler und Grete war ein Waffenstillstand, sogar eine Art von Friede und Versöhnung zu stande gekommen, ohne daß der geheime Verkehr zwischen Grete und Merker deswegen aufgehört hätte.

Für Grete setzte jetzt die schlimmste Krisis ein. Daß sie in diesem schauderhaften Doppelspiel den Verstand nicht verloren und gerade jetzt Beweise eines ungewöhnlichen Scharfsinns, einer raffinierten Erfindungsgabe, um die ein jeder Verfertiger von Sensations- und Hintertreppenromanen sie beneiden müßte, an den Tag gelegt hat, läßt auf eine geistige Kraft schließen, die geradezu Staunen erregt.

Von unwiderstehlichem Sexualtriebe dem Manne

in die Arme geworfen, den sie verachtet, der sie bedroht und ängstigt, dem sie den Mund mit Banknoten stopfen muß; physisch abgestoßen von dem anständigen Manne, den sie achten muß, aber trotzdem grund- und sinnlos verleumdet, um dem Verächtlichen sich gefällig zu zeigen, — so pendelt sie hin und her in einem Chaos von Lügen und Verstellungen, in unausgesetzter Überspannung der erregten Nerven, von früh bis spät darauf bedacht, eine zufällige Begegnung der beiden Rivalen zu vermeiden, eine Aussprache zu hintertreiben, damit nur ja nicht herauskomme, wie sie geschwindelt hat! Wenn sie sich aus Preßler auch gar nichts macht und ihn am liebsten wieder los wäre, sie muß die Verlobung bestehen lassen, nicht bloß weil die Eltern es wollen: Preßler hat Geld, und sie braucht sein Geld. Nicht für sich — für Merker, der seine alten Schulden nicht voll bezahlt, beträchtlich neue dazu gemacht hat, dem das Messer an der Kehle sitzt, der über sie alles weiß, was niemand wissen darf, der versteckt und offen droht, und dessen Schweigen bezahlt werden muß.

Preßler hat Geld, Merker braucht Geld. Das sind die beiden Faktoren, mit denen Grete beständig rechnet. Und aus diesem steten Hinlenken aller ihrer Gedanken auf diese beiden feststehenden Tatsachen keimt der verbrecherische Vorsatz zuerst auf.

So plump stellt es Merker nicht an, daß er wie der erste beste Erpresser schlankweg Schweigegelder verlangt; er findet eine andere Formel, um seine Drohung für Greten verständlich zu machen. Er stellt jetzt die

kategorische Forderung, daß sie das Verhältnis mit Preßler lösen solle. Er weiß ganz gut, daß sich das nicht so ohne weiteres machen läßt; er hat ja ganz genaue Kenntnis davon, wie ernst die Vorbereitungen zur demnächst bevorstehenden Hochzeit von Preßler betrieben werden. Indessen genügt es ihm schon, wenn er Grete ununterbrochen in größter Erregung erhält und ihr begreiflich macht, daß er beschwichtigt werden muß.

Grete versucht es zunächst mit einer Finte.

Sie ersinnt eine ziemlich unwahrscheinliche, höchst romanhafte Geschichte und will Merker glauben machen, daß ihre Verheiratung mit Preßler überhaupt eine Unmöglichkeit, da Preßler bereits verheiratet sei! Sie zeigt Merker zwei — von ihr verfertigte — Briefe einer heißblütigen Italienerin, aus denen hervorgehen soll, daß Preßler, als er Italien bereiste, ein junges Mädchen verführt, das die Schändung ihrer Ehre in den Tod getrieben habe. Die Schwester der Selbstmörderin — die angebliche Briefschreiberin — habe nun das Werk übernommen, die Entehrte an dem elenden Verführer zu rächen. Zu dem Behufe habe sie sich von ihm heiraten lassen, um ihn beständig in der Hand zu haben. Sie, Preßlers rechtmäßige Gattin, Leonore, geborene Veroni, habe nun erfahren, daß Preßler nach seiner Rückkehr einen neuen Schurkenstreich begangen und sich mit einer jungen Deutschen — eben Grete Beier — verlobt habe. Jetzt schlage also die Stunde der Vergeltung. Sie sei eigens nach

Chemnitz gekommen, um einen öffentlichen Skandal zu machen, um die unglückliche Braut vor Schmach und Schande zu bewahren.

Das etwa scheint der Inhalt der ersten nicht veröffentlichten Veroni-Briefe gewesen zu sein, die im Februar 1907 auftauchen und vor allem bezwecken, Merker hinzuhalten und zu beruhigen. Vielleicht mag sich aber auch damals schon der Gedanke in Greten geregt haben, mit dem Gelde des getöteten Preßler Merker zu befriedigen, Preßlers Tod aber als Selbstmord eines Schuldigen wirken zu lassen und dazu die Enthüllungen der vorgeblichen Veroni zu verwerten.

Merker aber traute dem Veroni-Schwindel nicht recht. Er fuhr am 19. März nach Chemnitz und stellte nach der geheimnisvollen Urheberin der angedrohten Vendetta Erkundigungen an, die natürlich resultatlos blieben.

Nicht minder eindringlich als Merker auf Lösung, bestand Preßler auf Verbindung. Fast am selben Tage, an dem Merker in Chemnitz nach der unfindbaren Leonore Veroni fahndete, fuhr Preßler mit seiner Braut nach Leipzig, um dort das Silberzeug zur Ausstattung zu kaufen. Da ermittelte sie denn auch in unauffälliger Weise alles, was sie über Preßlers Vermögensverhältnisse erfahren wollte. Er besaß ein Barvermögen von 15000 Mark, eine anständige Einrichtung und hatte eine gut dotierte Stellung, die ihm die Begründung des eigenen Herdes gestattete.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob denn schon zu

jener Zeit, während sie die Einkäufe für ihre Ehe mit Preßler machte, der Gedanke in ihr aufgetaucht sei, ihren Bräutigam zu ermorden, seine Hinterlassenschaft an sich zu bringen, um Merker damit zu bezahlen, antwortete sie ruhig und bestimmt: „Ja!"

Am Palmsonntag, 24. März, kehrte sie von Leipzig nach Brand zurück.

* * *

Von nun an trifft Grete Beier mit einer kaltblütigen Umsicht und nüchternen Klarheit sondergleichen alle erforderlichen Vorbereitungen zu dem geplanten Verbrechen, das erst sieben Wochen später zur Ausführung gelangen wird.

Während der Karwoche schleicht sie in das Bureau ihres Vaters, das zu betreten den Mitgliedern der Familie untersagt ist. Aus dem Kasten des Schreibtisches stiehlt sie einen Revolver, den der Vater als Bürgermeister und oberster Polizeichef nach einem Selbstmorde beschlagnahmt hat. Am dritten Ostertage (1. April) besucht sie ihren Bräutigam in Chemnitz. Um einen Schlüssel herauszunehmen, mit dem er eine Spieldose aufziehen will, öffnet er die Schublade. Da fällt ihr Späherblick auf ein verdächtiges Fläschchen, das hinten verborgen ist. Ihr verbrecherischer Instinkt treibt sie dazu, es sich anzueignen. Zu Hause angekommen, ersieht sie aus der Aufschrift des Etikettes, daß es Zyankali enthält (Preßler war Amateurphotograph). Erst durch das Konversationslexikon wird sie darüber belehrt, daß

sie sich in den Besitz eines der stärksten Gifte gesetzt hat. Nun ist sie beruhigt, glückselig. Nun hat sie, was sie für alle Fälle braucht. Im Gefühle überströmender Freude schreibt sie an Merker: „Nun winkt uns der süße Friede, und der Traum vom lang ersehnten Glück naht sich seiner Erfüllung."

„Der süße Friede sollte natürlich mit der Ermordung Preßlers eintreten?" fragte der Vorsitzende.

Antwort: „Ja."

Grete hatte inzwischen erkennen müssen, daß sich Merker nicht mehr aufs Unbestimmte hin hinhalten lassen würde. Er hatte allmählich die Geduld verloren und kurz und bündig das Ultimatum gestellt: zu Pfingsten (19. Mai) entweder Aufhebung der Verlobung mit Preßler, oder ich erzähle der Stadt eine Geschichte von den Streichen der Familie eines Bürgermeisters!

Und immer die alte Geschichte: Merker braucht Geld, viel Geld, schnell Geld! Grete verlangt von ihm also eine genaue Aufstellung seiner Schulden. Nun wird sie Rat schaffen. ... Preßler hat Geld ... der süße Friede winkt!

Da ereignet sich ein Zwischenfall, der Greten der Notwendigkeit enthebt, ihren Bräutigam sofort zu ermorden.

Ihr Onkel, der Armenhausverwalter Kröner, stirbt plötzlich. Dieser Mortimer starb Greten sehr gelegen — so gelegen, daß man auch diesen Todesfall mit Greten in Zusammenhang hat bringen wollen. Zu

einer förmlichen Untersuchung scheint es indessen nicht gekommen zu sein. Grete Beier wurde als des schweren Diebstahls und der Fälschung dringend verdächtig am 27. Juni in Haft gebracht; und viel später, erst im Oktober, lenkte sich auf sie der Verdacht, den Mord an ihrem Bräutigam begangen zu haben. Ein Beweis dafür, daß auch ihr Onkel mit Zyankali vergiftet worden sei, würde sich aus dem Befunde der exhumierten Leiche damals nicht mehr ergeben haben.

Der Verdacht, daß Grete die Mörderin ihres Onkels Kröner gewesen sei, stützt sich auf die Zusammenstellung der folgenden Daten:

1. April: Grete stiehlt in Chemnitz das Zyankali.

Wenige Tage darauf: Merker stellt sein Ultimatum: Aufhebung der Verlobung mit Preßler bis Pfingsten, 19. Mai.

Ende April: Kröner stirbt.

2. Mai: Grete bestiehlt die Hinterlassenschaft und händigt das gestohlene Geld an Merker aus, der nun auf Innehaltung des Ultimatums nicht mehr besteht.

Kröners Hinterlassenschaft, die im wesentlichen aus einem Sparkassenbuch mit einer Einlage von über 4000 Mark, einigem Bargeld und verschiedenen Schmucksachen bestand, lag mit dem Testamente des Verstorbenen wohlverwahrt in einer Kassette, zu der Kröners Schwester, die verwitwete Frau Schlegel, den Schlüssel besaß, und die dem angesehensten Familienmitgliede, dem Bürgermeister Beier, anvertraut wurde.

Durch Vermittlung ihrer guten Freundin in aller

Bedrängnis, durch die Hebamme Kunze, läßt Grete vom Schlossermeister Schuhmann einen Nachschlüssel anfertigen, entnimmt der Kassette das Sparkassenbuch und einige hundert Mark und vertauscht das Krönersche Testament durch ein gefälschtes, in dem sie mit einem größeren Legate bedacht ist. (Diese Fälschung hat Grete ursprünglich bestritten und durch ihr beharrliches Leugnen eine solche Verwirrung angerichtet, daß die Richter in diesem Falle — am 6. Juni 1908 — zu einem freisprechenden Urteil gelangten, obwohl sie, wie in der Urteilsbegründung besonders hervorgehoben wurde, zum mindesten der Mittäterschaft als überaus verdächtig erschien. Einige Wochen später, am 30. Juni, hat Grete auch diese Fälschung ruhig eingestanden.)

Nachdem sie auf die gefälschte Unterschrift der Tochter des Erblassers, Erna Vogt, geb. Kröner, den Betrag der Spareinlage (ganz oder zum großen Teile) erhoben (2. Mai 1907), übergibt sie diese Summe mit dem gestohlenen Bargelde im Gesamtbetrage von 4300 Mark dem Merker, vor dem sie nun wenigstens auf einige Zeit Ruhe hat. Daran aber, daß ihr nun wirklich der heiß ersehnte „süße Friede" winkt, wagt sie nicht zu glauben. Sie weiß ganz genau, daß ihre Arbeit nicht nur noch nicht getan ist, daß vielmehr neben mancherlei Wichtigem sogar das Hauptsächliche noch geschehen muß.

Sie hat zunächst dafür Sorge zu tragen, daß die Spuren, die auf sie als die Urheberin des Diebstahls aus der Kassette führen, verwischt und auf eine andere,

auf Kröners Schwester, Frau Schlegel, gelenkt werden. Auch dabei leistet ihr wiederum das Faktotum bei allen ihren Missetaten, die Kunze, den erbetenen Liebesdienst: die Kunze muß den Nachschlüssel in der Wohnung der Frau Schlegel unter einem Schranke so verstecken, daß er bei einer Hausdurchsuchung eventuell gefunden wird.

* * *

Das aber ist nicht das Hauptsächliche. Die viertausend und einige hundert Mark, die sie der Krönerschen Hinterlassenschaft durch schweren Diebstahl entzogen und ihrem Geliebten zugewandt hat, können für den begehrlichen Merker doch nur als ein Aufgeld in Betracht kommen. Um ihn, wie sie es sich vorgenommen hat, „zu einem ordentlichen Menschen zu machen“, braucht sie mehr.

Sie kommt also nach der kurzen Abschweifung von ihrem Raubzuge gegen die Krönerschen Erben auf den Gedanken, an ihrem Bräutigam Preßler einen ergiebigeren Raubmord zu begehen, sogleich wieder zurück, da für sie die beiden verhängnisvollen Tage nun unmittelbar bevorstehen: ihr Vermählungstag mit Preßler, der auf Mitte Mai angesetzt ist, und Pfingsten, der 19. Mai, an dem Merker ihr mit Beihilfe der Kunze begangenes Verbrechen zu offenbaren droht, wenn sie bis dahin mit Preßler nicht definitiv gebrochen hat. Sie bereitet nun also die Ausführung des Kapitalverbrechens systematisch und mit unermüdlichem Eifer vor.

Zunächst hat sie sich (natürlich unter einem falschen

Namen) bei der Redaktion des „Freiberger Anzeiger" genau nach der Rechtsfrage erkundigt: „In welcher Weise muß ein Testament abgefaßt sein, das dem Bräutigam gestattet, im Todesfalle sein ganzes Vermögen seiner Braut zu hinterlassen, unter möglichst weitgehender Ausscheidung der Verwandten (Eltern und Geschwister)?" Auf diese Frage erhält sie im Briefkasten des „Freiberger Anzeiger" in klarer, leicht faßlicher Form die erbetene Belehrung.

Auf Grund dieser Angaben redigiert sie nun ein in der Form durchaus korrektes Testament, in dem „Heinrich Moritz Kurt Preßler, Oberingenieur, Fräulein Grete Beier, des Bürgermeisters Beier zu Brand Tochter", zur Universalerbin einsetzt.

Als unerläßliche Vorbedingung für den Erfolg dieser Erbschaftsfälschung mußte der Glaube erweckt werden, Preßler sei freiwillig aus dem Leben geschieden. Die einfache Konstatierung des Selbstmordes im Testament genügt noch nicht. Auch die Motive, die den ruhigen, ernsten, tüchtigen Mann, der im Begriffe stand, mit einem von ihm heiß geliebten Wesen einen eigenen Hausstand zu begründen — die Motive, die Preßler in diesem Augenblicke zu einem so verzweifelten Schritt gedrängt hatten, mußten glaubhaft gemacht werden. Zu diesem Zwecke wurde das romanhafte Phantasiegeschöpf, die Leonore Veroni, die schon vor einigen Monaten zur Beruhigung des ungeduldigen Merker auf den Schauplatz des furchtbaren Schwindels gestellt war, wieder herangezogen.

Als „Leonore Veroni“ schrieb Grete also zwei lange Briefe — nicht besser und nicht schlechter, als sie ein Verfasser von gangbaren Kolportage- und Kriminalromanen schreiben würde.

Den einen adressierte sie an Preßler (Chemnitz, 7. Mai 1907). Sie zeigte ihrem „Gatten“ an, daß sie wieder in Chemnitz eingetroffen sei und seiner „armen Braut“ alles geschrieben habe, da sie den Betrug nicht länger mit ansehen könne:

„Du bist doch ein ganz erbärmlicher, feiger Schuft. Wenn Du nicht nach Brand fährst, dann fahre ich hin und erzähle all deine Schlechtigkeiten. ... Ich habe gehört, daß Deine Braut ein Engel voller Liebe und Güte ist. ... Ich habe Dich von Anfang an beobachtet und nur bis zur Hochzeit gewartet.“

(Gezeichnet:) „Deine Ehegattin Leonore Preßler, geborene Veroni.“

Den anderen Veroni-Brief richtete Grete Beier an sich selbst nach Brand.

Sie stellte sich als die „rechtmäßige Gattin Preßlers“ vor, erzählte die Schwindelgeschichte von der Verführung ihrer Schwester durch Preßler und vom Selbstmorde der Entehrten, die man eines Morgens „mit durchschossenem Munde und Kopfe“ am Ufer des Gardasees aufgefunden habe. Die rächende Schwester zwang Preßler, mit ihr nach katholischem Ritus eine (also unlösbare) Ehe einzugehen, die übrigens nie zu ehelicher Gemeinschaft geführt habe. Er sollte eben nur an sie gebunden sein. Sie habe alljährlich

von ihm Geld bezogen gegen das Versprechen, nicht nach Chemnitz zu kommen. Durch einen Detektiv habe sie ihn aber beobachten lassen und nun erfahren, daß er sich des Verbrechens der Bigamie schuldig zu machen und Fräulein Grete Beier zu heiraten im Begriffe stehe. Das habe ihren Entschluß zur Reise gebracht, den Menschen, dem das Zuchthaus ohnehin sicher ist, zu strafen:

„Er weiß jetzt, daß ich in Chemnitz bin, und ist daher der Verzweiflung nahe. Nur ein Weg bleibt ihm: denselben Tod zu suchen, den meine arme Schwester gefunden. ... Sie werden mich nicht mehr sehen, denn wenn diese Zeilen in Ihre Hände gelangen, bin ich wieder im Auslande. Meine Mission in Deutschland ist erfüllt. ..."

(Gezeichnet:) „Leonore Preßler."

Mit der nicht mühelosen Herstellung aller dieser gefälschten Schriftstücke füllte Grete Beier den Sonntag, 12. Mai, aus.

Wir müssen die quantitativ und qualitativ gleichermaßen erstaunliche Fälschungsarbeit dieses Mädchens einmal überschauen:

30. April 1907: Anfrage an die Redaktion des „Freiberger Anzeiger": erbetene Rechtsbelehrung über die Fassung des Testaments. Verstellte Handschrift, unterzeichnet: Alexander Hermsdorf.

Anfang Mai: Fälschung des Testaments des Armenhausverwalters Kröner, ihres Onkels.

Zur selben Zeit: Erhebung der Sparkasseneinlage

auf gefälschte Quittung, unterschrieben: Erna Vogt, geborene Kröner.

Während der nächsten Tage: zahlreiche Abschriften der Briefe von Preßler an sie. Die Originale werden verbrannt. Schreibübungen, um eine der Preßlerschen Handschrift möglichst ähnliche sich anzueignen.

12. Mai: Fälschung des Testaments in dieser der Preßlerschen ähnlichen Handschrift, unterzeichnet: Heinrich Moritz Kurt Preßler.

Brief der vorgeblichen Leonore Veroni an Preßler und Brief derselben Veroni an Grete Beier, gezeichnet Leonore Preßler, geborene Veroni.

Von dem indifferenten Alexander Hermsdorf und der bloßen Unterschrift der Krönerschen Tochter Erna, verehelichten Vogt, abgesehen, hat Grete Beier umfangreiche Schriftstücke in fremder Handschrift hergestellt, wie das Testament Kröners, die langen Briefe der Veroni und endlich das wichtige Testament Preßlers. Auf das letztere hat sie besondere Sorgfalt verwandt. Sie hat sich förmlich darauf eingeschrieben, um eine Übereinstimmung in den Schriftzügen ihrer Briefe von Preßler und des Testaments, das von ihm herrühren sollte, zu erzielen, viele Preßlersche Briefe höchst genau kopiert und in dieser erlernten Nachahmung das Testament aufgesetzt. Diese Fälschung ist so virtuos und ihr so vollkommen gelungen, daß sie Preßlers Mutter und Bruder, einen jungen Juristen, hat täuschen können, die an der Authentizität des Schriftstückes keinen

10*

Zweifel gehegt, nicht aus den Schriftzügen, sondern aus einer frivolen Wendung, die sie mit dem Wesen des Toten nicht in Einklang bringen konnten, den ersten Verdacht geschöpft haben.

III

13. Mai 1907 bis 23. Juli 1908. — Die Ermordung Preßlers, Gretens Verhalten nach der Tat. Ungelegenheiten wegen der Krönerschen Sache, die zur Verhaftung führen. Merker denunziert sie. Auf Grund des von ihm ausgehändigten Kassibers wird Grete des Mordes angeklagt, gesteht, wird verurteilt und in Freiberg hingerichtet.

Der entscheidende Tag, der 13. Mai.

Grete verläßt im Laufe des Vormittags das elterliche Haus, wohlgerüstet zum Werke, das sie bedächtig, klar und kühl-überlegen vorbereitet hat. Sie hat den Revolver des Selbstmörders, den sie aus dem Bureau ihres Vaters genommen hatte, zu sich gesteckt (vielleicht war es aber auch der andere, den sie vor einiger Zeit für sechs Mark gekauft); ebenso das Zyankali, das sie heimlich aus Preßlers Tischkasten entwendet hatte; endlich die gefälschten Schriftstücke: das Testament, durch das sie als Preßlers Universalerbin eingesetzt wird, und die beiden Veroni-Briefe, den einen ohne Umschlag an Preßler, den andern verschlossen mit einer Adresse: Fräulein Grete Beier in Brand.

Sie fährt zunächst nach Freiberg. Dort macht sie für ihre Mutter eine Besorgung bei der Putzmacherin. Dann kauft sie Patronen. Ihr Mutter glaubt, daß sie

bei einer befreundeten Familie zu Besuche ist. Der Kunze, von der sie sich das Geld zur Reise geben läßt, redet sie vor, sie müsse einen Arzt konsultieren.

Mittags fährt sie nach Chemnitz. Preßler, der von ihrem Kommen unterrichtet ist, holt sie von der Bahn ab. Als die beiden in das Haus treten wollen, begegnet ihnen eine Nachbarin, eine Frau Moeser. Preßler grüßt höflich, Grete, der die Begegnung unangenehm sein mag, nicht. Preßler geht noch einmal aus, um Sahne zum Kaffee zu holen — vielleicht auf Gretens Veranlassung, damit er in der kritischen Stunde auch ohne sie gesehen werde. Währenddem hat Grete den Kaffee bereitet, und in gemütlichster Stimmung wird er getrunken.

Preßler sitzt auf der Chaiselongue. Er wird „außergewöhnlich zärtlich" und zieht Greten an sich. Heute sträubt sie sich weniger als sonst. Er drückt seine Braut fester an sich. Sie setzt sich zur Wehr, nur wenig.

„Ein Gläschen Eiercognac?" — „Ich danke, ich trinke nicht." — „Dann gieß mir wenigstens ein!" — „Gern."

Sie füllt das Glas, ihm abgewandt. Unbemerkt schüttet sie das Gift hinein. Lächelnd tritt sie wieder an ihn heran. Mit verlangendem Blick erneut er seine liebende Bewerbung. Es flammt auf seinen Wangen, es zuckt um seine Lippen. Er zieht sie leidenschaftlicher an sich. „Grete, wir werden ja doch bald Mann und Frau sein. . . . Grete, seien wir glücklich! . . ."

„Hier trink'!" flüstert sie, als wolle sie ihn beruhigen, und sie reicht ihm das Glas. In Ekstase ergreift er es, führt es an seine Lippen, leert es. ...

Ein kurzer Todeskampf. Die Finger krampfen zusammen. Er sinkt aufs Kissen zurück. Die Augen verdrehen sich, die Lider fallen zu. Aus dem weit geöffneten Munde kommt ein schnarchendes Röcheln, kaum hörbar — der letzte Laut des entfliehenden Lebens. ... Nun ist alles still.

Das Mädchen steht unbeweglich vor dem grausigen Anblick.

Ist er tot?

Sie beugt sich über ihn, bedeckt die Augen mit einer Serviette, als ob sie fürchte, daß ein entsetzlicher Blick strafend durch die fest geschlossenen Lider auf sie dringe. Dann ergreift sie den Revolver, schiebt ihn tief, tief in den Mund des Regungslosen hinein und drückt ab. ...

Die laute Detonation wird weithin gehört. Klirrend öffnen sich Fenster der Nachbarhäuser. Die Leute blicken auf die Straße herunter. Wer hat denn da geschossen? Auch Frau Moeser hört den Knall und fährt erschrocken zusammen. ... Es wird wohl auf der Straße gewesen sein. ... Dabei beruhigt sie sich, gerade wie die andern Nachbarsleute.

Grete hat nicht die geringste Vorsicht gebraucht. An die Gefahr der Entdeckung denkt sie gar nicht. Sie hat auch an anderes zu denken.

Unbekümmert um den Toten, dessen Blut Kissen

und Kleider besudelt, vollzieht sie den schaurigen Dekorationswechsel vom Morde zum Selbstmorde mit der nüchternen Sachlichkeit eines Regisseurs im Zwischenakte. Das Testament mit der Adresse: „Fräulein Grete Beier, Brand in Sachsen“ legt sie an sichtbarer Stelle auf den Schreibtisch; auf denselben Tisch, weniger auffällig, den Veroni-Brief vom 7. Mai, in dem sie als Leonore Preßler, geborene Veroni, als Preßlers vorgeblich erste Gattin, ihm ankündigt, daß sie nach Chemnitz zurückgekehrt sei, um seine italienischen Schandtaten zu offenbaren und ihn ins Zuchthaus oder ins Grab zu bringen.

Sie schafft also eine doppelte Beurkundung der Motive zum Selbstmorde.

Nun ist alles erledigt. Sie lauscht. Im Hause und auf der Straße ist alles ruhig. Sie schleicht unbemerkt davon. Auf dem Wege zur Bahn vergißt sie nicht, den zweiten Veroni-Brief, den sie an sich selbst gerichtet hat, und der ihr, der „armen Braut“, die Schurkenstreiche Preßlers kund tun soll, in den Kasten zu werfen. Den wird sie also morgen zum Frühstückskaffee in Brand erhalten.

Mit dem nächsten Zuge fährt sie nun nach Freiberg, wo sie um 7 Uhr eintrifft. Bei ihrer Freundin Fräulein Gertrud Gersten findet sie eine lustige Gesellschaft von jungen Leuten. Grete ist heiter und guter Dinge wie immer. Sie zeigt keine Spur von Erregung und amüsiert sich so gut, daß sie nach Hause telephoniert: es sei so nett bei Gerstens; sie würde erst

mit dem letzten Zuge nach Brand kommen. Das Mädchen solle sie an der Bahn abholen.

Das geschieht.

„Haben sich das gnädige Fräulein gut unterhalten?“ fragt das Mädchen auf dem Heimwege.

„Ja, ich danke. Es war sehr hübsch. ...“

Sie zieht sich in ihr Zimmer zurück, entkleidet sich, legt sich nieder. Zunächst kann sie nicht einschlafen. Jetzt fühlt sie die Abspannung. Aber bald überfällt sie bleischwerer Schlaf. Von irgendwelcher Regung der Reue, von irgendwelchem Schauder der Erkenntnis, von irgendwelchen Schreckbildern der Phantasie, die durch die Erinnerung an das Vollbrachte und Erblickte oder durch die Furcht vor dem, was nun kommen mag, hervorgerufen wären, hat sie uns nichts zu sagen. Sie schläft fest.

* * *

Am andern Morgen trifft richtig der Veroni-Brief ein, den sie in Chemnitz aufgegeben hat. Sie zeigt den Brief ihrer Mutter, die Gretens tiefe Empörung über die verbrecherische Schurkerei des Bräutigams teilt und sie veranlaßt, dem Elenden sofort einen geharnischten Brief zu schreiben.

Grete tut, was von ihr verlangt wird.

Die Mörderin überschüttet den Ermordeten mit entrüsteten Vorwürfen über seine namenlose Schlechtigkeit und speit obendrein noch der Leiche des Unglücklichen, der wehrlos noch auf demselben Polster liegt,

auf das sie den von Liebesgirren Umnebelten gestreckt hat, die wüstesten Verleumdungen ins blutende und verstümmelte Antlitz.

Von all den Ungeheuerlichkeiten dieser Tage, zu denen sich Grete Beier ohne besondere Erregung bekennt, erscheint mir dieser Brief als der unmenschlichsten eine.

Träge schleicht dieser 14. Mai für Greten dahin. Die Nachricht von Preßlers Tode, auf die sie stündlich wartet, bleibt aus. Erst am Nachmittag wird die Leiche gefunden, und erst am 15. früh trifft in Brand die Kunde ein, daß Preßler freiwillig aus dem Leben geschieden sei.

In Begleitung ihrer Mutter fährt sie mit dem nächsten Zuge nach Chemnitz. Sie weiß, daß sie dort im Sterbezimmer an der Leiche des Unglücklichen Mutter und Bruder finden wird. Auch vor dieser Begegnung schreckt sie nicht zurück. Sie sieht den Verwandten ihres Opfers ruhig ins Auge. Sie scheut auch nicht die prüfenden Blicke, die Preßlers nächste Verwandte auf das von ihr gefälschte Testament werfen, das in Form und Inhalt doch wohl geeignet ist, Mißtrauen zu wecken. Sie spielt den Hinterbliebenen keine Komödie erheuchelter Trauer und Rührung vor. Sie zuckt nicht mit der Wimper, und nicht eine Träne rollt über ihre Wangen. Sie begnügt sich, durch diskrete Zustimmung die Behauptung ihrer Mutter zu unterstützen, daß Preßler gelegentlich den Wunsch geäußert habe, nach seinem Tode verbrannt zu werden.

Die völlige, restlose und schnelle Vernichtung des Leichnams mußte ihr ja für alle Fälle als wünschenswert erscheinen. Unter den Berufenen, vielleicht auch unter den Unberufenen, die den toten Preßler vor der Bestattung sahen, hätte sich doch der eine oder andere besonders Neugierige oder skeptisch Veranlagte finden können, dem der Selbstmord trotz seiner hohen Wahrscheinlichkeit noch nicht als erwiesene Tatsache galt, der den Toten etwas gründlicher betrachtet und sich im Zimmer etwas genauer umgesehen hätte. Dann hätte sich am Ende doch die eine oder andere Erscheinung gezeigt, die sich durch die Wirkung einer Schußwaffe nicht recht erklären ließ. Man hätte sich dann vielleicht auch um die Überreste der Getränke in den noch nicht aufgewaschenen Tassen und Gläsern, die auf dem Tische standen, gekümmert und würde dann, wenn man zur Untersuchung der Leiche geschritten wäre, die deutlichen Spuren des tödlichen Giftes damals noch mit absoluter Sicherheit haben feststellen können. Die Gefahr der Leichenuntersuchung war aber für Greten in dem Augenblick, da der Leib den Flammen übergeben wurde — also wenige Stunden nach Auffindung der Leiche — beseitigt. An der Feuerbestattung, die von der Mutter angeregt war, hatte Grete demnach ein starkes Interesse. Aber so neugierige Leute waren nicht zur Stelle. Wenn das Verschwinden des Zyankali wohl auch nicht gleich bemerkt werden konnte, — verwunderlich erscheint es doch, daß die Frage, ob Preßler überhaupt einen Revolver besessen hat, und woher der

bei der Leiche gefundene stammte, nicht aufgeworfen worden ist.

Daß die Fälschung des schon durch seinen Inhalt so auffälligen Testaments weder von der Mutter noch vom Bruder sogleich erkannt worden ist, bleibt ein undurchdringliches Rätsel.

Wie die erste Gefahr — die Ergreifung der Mörderin in flagranti, unmittelbar nach Verübung der Tat, so war auch die zweite, nicht minder große: die Anzweifelung des Selbstmordes und in deren Folge die Bemängelung des Testaments, sowie Gretens Selbstverrat angesichts des Toten bei ihrer ersten Begegnung mit den Hinterbliebenen glücklich vorübergegangen. Als unangefochtene Universalerbin suchte Grete unter tätiger Beihilfe ihrer Mutter den Raub möglichst schnell zu bergen. Und von dem unangezweifelten Selbstmörder war bald nur noch ein Häufchen Asche übrig.

Man muß annehmen, daß in Greten durch die äußersten Erregungen dieser entscheidungsschweren Tage alles menschliche Empfinden, wenn überhaupt je vorhanden, völlig paralysiert gewesen ist. Ihr Verstand bleibt hell, rege, betriebsam. In den bedenklichsten Situationen bewahrt sie ihre Unbefangenheit und überlegene Ruhe. Sie bedarf dazu nicht einmal einer besonderen Energie, nicht einmal der Selbstbeherrschung. Es ist eben gar nichts in ihr, das sich gegen das Böse widerspenstig auflehnt, das zu beherrschen wäre. Ihr Verstand ist gesund, ihre Seele gleichsam blind und taubstumm. Das Schauderhafte flößt ihr keinen

Schauder ein. Keine innere Stimme warnt sie, gebietet ihr Halt, klagt sie an. Von der blutenden Leiche ihres Opfers geht sie in eine lustig harmlose Gesellschaft, lächelt und tändelt froh mit Frohen. Auf Geheiß ihrer Mutter schreibt sie an den von ihr Ermordeten wie an einen Lebenden und beschimpft den Toten auf Grund von Verleumdungen, die sie selbst ausgeheckt hat. Gelassen tritt sie neben die alte Frau Preßler, die an der Leiche ihres unglücklichen Sohnes weint, sieht ihr ins Auge, ohne durch einen Blick, einen Laut ihre Schuld zu verraten. Sie sieht das von ihr gefälschte Testament in den zitternden Händen der von ihr Beraubten, ohne daß eine Fiber in ihr zuckt.

Das ist kein menschliches Wesen mehr, auch nicht ein reißendes Tier in menschlicher Hülle, das ist etwas Unverständliches, gewissermaßen eine ungeheuerliche Mißbildung von Organischem und Anorganischem: im intelligenzbegabten menschlichen Wesen eine Maschine, die empfindungslos aus nichtmenschlichem Stoffe in ihren rein mechanischen Verrichtungen alle hemmenden seelischen Regungen unterdrückt.

In dieser Verfassung leiblichen Wohlbefindens und seelischer Paralyse verharrt Grete Beier. Am 16. Mai wohnt sie der Feuerbestattung bei, und am selben Tage bringt sie es über sich, an Merker zu schreiben: „Nun bin ich endlich frei, mein Schatz, aber nicht durch eine Entlobung. Gott hat selbst gerichtet.“

Der von ihr begangene Raubmord eine Strafe Gottes!

* * *

Es vergehen Wochen. Von Preßler wird nicht mehr gesprochen. Von der Seite hat Grete also nichts mehr zu befürchten. „Die Sonne bringt es an den Tag?" — ein Ammenmärchen wie viele andere! Und wie viele andere Verbrechen wird auch der Mord, den sie zwar begangen, aber nicht auf dem Gewissen hat, unentdeckt und ungesühnt bleiben.

Wegen dieses großen Verbrechens bleibt sie unbehelligt. Die kleineren aber: der Diebstahl an der Hinterlassenschaft Kröners, die Fälschung der Unterschrift im Sparkassenbuch und endlich die Fälschung des Krönerschen Testaments, sollen ihr verhängnisvoll werden.

Diesmal will es ihr nicht gelingen, sich durch Frechheit herauszulügen. Die Schuldbeweise häufen sich gegen sie. In die Enge getrieben, weiß sie schließlich nicht ein und aus. Sie greift zu den extremsten Mitteln. Sie will die Schwester des verstorbenen Kröner, also ihre Tante, Frau Schlegel, bewegen, den Diebstahl auf sich zu nehmen. Für die Schwester des Erblassers könne die Sache ja nicht bedenklich werden.

Frau Schlegel will sich darauf aber nicht einlassen. Nun zieht Grete andere Saiten auf. Sie bedroht die alte Frau; sie, Frau Schlegel, sei ja doch in Wahrheit die Diebin, und sie werde, wenn sie vor den höchsten Richter trete, es nie verantworten können, daß sie um ihrer Sünde willen eine Unschuldige — nämlich Grete Beier — leiden lasse! Sie versucht auch, die

Polizei auf Frau Schlegel zu hetzen: man möge nur einmal Hausdurchsuchung bei der Tante halten; dann würde man schon Beweise ihrer Schuld finden. Grete hatte, wie man sich erinnern wird, durch die Kunze den Nachschlüssel zur Krönerschen Kassette unter einen Schrank bei Frau Schlegel verbergen lassen, wo er also als corpus delicti entdeckt werden sollte. Frau Schlegel wurde durch die Bedrohung schwer beunruhigt, aber nicht eingeschüchtert.

Nun wollte die Mutter Beier der Tochter zu Hilfe kommen und machte den Versuch, eine alte Frau zu einem Meineide zu verleiten, durch den Grete entlastet werden würde. Auch dieses letzte Mittel versagte. Am 27. Juni wurde Grete Beier als des schweren Diebstahls und der Urkundenfälschung dringend verdächtig verhaftet.

Wäre sie im Untersuchungsgefängnis passiv geblieben — einer mehrjährigen Zuchthausstrafe wäre sie freilich nicht entgangen, aber ihr Leben hätte sie nicht verwirkt. Optimisten können sogar zu der Auffassung hinneigen, daß sie vielleicht, durch die harte Strafe gewandelt, in kräftigstem Lebensalter, bei ihren großen Anlagen den Weg zur Gesellschaft, aus der sie hatte ausgestoßen werden müssen, wiedergefunden hätte.

Die erfolgreiche Durchführung ihres größten Verbrechens aber hatte ihre Tollkühnheit, das Vertrauen zu ihrer Unangreifbarkeit ins Maßlose gesteigert. Wie ihr das Schwerste gelungen war, so, meinte sie, müsse ihr das Leichtere gelingen. Und die Überschätzung ihres

verbrecherischen Vermögens, der feste Glaube an ihre alles besiegende Schlauheit verleiteten sie zur unwahrscheinlichsten aller Dummheiten.

Bei dem wahnwitzigen Versuche, sich gewaltsam aus der Schlinge zu ziehen, zog sie die Schlinge so fest, daß sie sich selbst erdrosselte. Sie wurde zur Selbstverräterin und offenbarte ihre größte Schandtat, von der die Welt noch nichts ahnte, wie etwas Selbstverständliches.

Da Frau Schlegel die von Greten an den Krönerschen Erben begangene Schuld nicht gutwillig auf sich nahm und die Wahrheit sagen wollte, mußte sie zum Schweigen gezwungen, sie mußte getötet werden.

Und das schrieb Grete vom Gefängnis aus in einem in ihre Bluse eingenähten Kassiber, den sie durch ihre Mutter befördern ließ, an Merker. Ja, Merker mußte Frau Schlegel töten! Sie gab ihm genaue Verhaltungsmaßregeln. Mit gefärbtem Haar, entstellt, unkenntlich müsse er sich an Frau Schlegel heranmachen, sie dann durch Chloroform oder etwas Ähnliches betäuben und in der Narkose erschießen. Sie gab diese Anweisungen zum Morde knapp und nüchtern, als ob es sich um eine ganz einfache Sache handle, die unbedenklich und ohne Schwierigkeit sich ausführen lasse. Und Merker durfte ihr den Liebesdienst nicht abschlagen. . . .

Motiv: sie habe ihn ja auch „von Preßler befreit!“

Nun war inzwischen aber auch Merker wegen seiner fortgesetzten Unterschlagungen in Untersuchungshaft genommen und, da herausgekommen war, daß ihm Grete das aus der Krönerschen Erbschaft gestohlene Geld, die 4300 Mark, gegeben hatte, in dieser Krönerschen Sache wegen Hehlerei auch angeklagt. „Jeder ist sich selbst der Nächste", hatte ihm Grete in dem berüchtigten Kassiber geschrieben. Das ließ Merker sich gesagt sein.

Von Grete Beier, die fest saß und das Gefängnis voraussichtlich vor langen Jahren nicht verlassen würde, hatte er nichts mehr zu erwarten. Die war für ihn abgetan. Als denunziatorischem Kronzeugen aber würde ihm vielleicht während seiner bevorstehenden Strafzeit manche Bevorzugung gewährt, würde jedenfalls sein Verbrechen der Hehlerei milde bestraft werden. ... Er war sich selbst der Nächste!

Und dieser Merker, dem Grete alles gegeben hatte, was sie besaß: ihren jugendfrischen Leib, ihre leidenschaftlichen Sinne — dem sie auch gegeben hatte, was sie nicht besaß: das Geld, das sie sich durch Fälschung und Diebstahl für ihn und nur für ihn verschafft, die, um seine unaufhörlichen Ansprüche zu befriedigen, in den tiefsten Abgrund des Verbrechens sich gestürzt, die seinetwegen gefälscht, geraubt und schließlich gemordet hatte — dieser Merker wurde der Angeber der unseligen Grete und überreichte den Kassiber der Behörde, „um sich Liebkind zu machen".

Und da stand in deutlicher Schrift: „Ich habe

Dich von Preßler befreit ...!" Von Preßler, dessen Name schon verschollen war!

Diesem von ihr selbst gegebenen unzweideutigen Schuldbeweise gegenüber gab Grete das Leugnen auf. Sie legte nun ein umfassendes Geständnis ab und erzählte in allen Einzelheiten — sogar mit Varianten, die sie sich „ausgedacht" hatte*) — ruhig, ohne alle sentimentalen und komödiantenhaften Zutaten, ohne den Versuch der Beschönigung, ohne auf impressionable Ge-

*) In der Voruntersuchung hatte sie die Vergiftung durch Zyankali zunächst verschwiegen. Sie hatte angegeben, sie habe Preßler vorgeredet, daß sie für ihn eine Überraschung vom Jahrmarkte mitgebracht habe, und ihm das neckische Spiel vorgeschlagen: „Mund auf, Augen zu!" Preßler sei auf den Scherz eingegangen, habe die Augen geschlossen, um die sie noch eine Serviette gebunden habe, und den Mund weit geöffnet. Da habe ihm dann Grete die bereit gehaltene Pistole tief in den Mund gesteckt und abgedrückt. Vom Vorsitzenden befragt, wie sie denn zu dieser merkwürdigen Version gekommen sei, gab sie die Antwort: „Ich hatte mir das so ausgedacht." Wenn der Verfasser eines Schauerromans einen Mord konstruiert, der als Selbstmord wirken soll, und wenn er, um die Annahme, daß ein Selbstmord vorliegt, durchaus glaubhaft zu machen, das erfindet, was Grete Beier in Wahrheit getan hat: Vergiftung in idealer Konkurrenz mit dem Schuß durch den Mund, so beglückwünscht er sich wegen der guten Eingebung. Grete Beier findet für die Aufgabe spielend gleich zwei Lösungen: Tötung durch Gift und nachheriger Schuß, der die wahre Todesursache beseitigt und den Selbstmord als erwiesen annehmen läßt; und Tötung durch den Schuß in den Mund, den das Opfer unter scherzhafter Vorspiegelung freiwillig geöffnet hat. Das hat sie sich „so ausgedacht!"

müter durch heuchlerische Zerknirschung oder trotzige Frechheit wirken zu wollen, den von ihr an Preßler begangenen Mord. Und sie bewahrte diese ruhige, man möchte sagen bescheidene Haltung konsequent während der ganzen öffentlichen Verhandlung vor den Geschwornen.

Die Schlichtheit und Wahrhaftigkeit ihres Vortrages machte auf alle im Gerichtssaale Vereinigten einen tiefen Eindruck. „Will man die Haltung der Angeklagten schildern," schreibt mir ein Augenzeuge, „so kann man sich die Tat der Verbrecherin kaum vergegenwärtigen und findet nur Bezeichnungen, die man einer geständigen Mörderin gegenüber anzuwenden sich scheuen muß. Ich wüßte nichts anderes von ihr zu sagen, als daß sie durch ihr bescheidenes, würdiges, geschmackvolles Benehmen auf der Anklagebank einen geradezu schmerzhaften Konflikt zwischen dem Gefühl des Abscheus vor dem Verbrechen und der erzwungenen Sympathie für die Persönlichkeit der Urheberin hervorgerufen hat — einen Konflikt, wie er zunächst in der Schlußrede des Sachverständigen Dr. Nerrlich zum Ausdruck gekommen ist und dann vor allem in der Haltung der Geschwornen."

Man weiß, daß die Geschwornen der gebotenen Bejahung der Schuldfrage die freiwillige und einstimmige Unterstützung des vom Verteidiger Dr. Knoll (Dresden) eingebrachten Begnadigungsgesuches auf der Ferse folgen ließen. Nach der Bemerkung des Vorsitzenden, ein offenes Geständnis würde die Tat in einem milderen

Lichte erscheinen lassen, durften die Geschwornen mit dem Verteidiger wohl annehmen, daß Grete Beier nach ihrer wahrheitsgetreuen und vollständigen Darlegung sich auf diesen milderen Ausgang, auf die Umwandlung der Todes- in lebenslängliche Zuchthausstrafe, ein gewisses Anrecht erworben habe.

Die Geschwornen und der Verteidiger haben sich geirrt. Der König hat von seinem Begnadigungsrechte keinen Gebrauch gemacht.

Wie in allen schrecklichen Situationen während der letzten anderthalb Jahre ihres unseligen Daseins hat Grete Beier auch in den schrecklichsten Augenblicken des Abschlusses ihre Ruhe, ihre Festigkeit, ihre Schlichtheit — man verzeihe den Ausdruck! — ihren Anstand bewahrt. Mit der kühlen Selbstverständlichkeit, die sie bei der Ausübung ihrer Taten bewiesen, hat sie auch die Sühne hingenommen. Ohne Wanken und Schwanken hat sie das Schafott bestiegen, ohne Zittern und Zagen sich ans Brett schnallen lassen.

„Sie war mutig entschlossen, ihre Schuld mit dem Tode zu sühnen," erklärt ihr Rechtsbeistand, Herr Dr. Knoll, Dresden. „Ihr Gottvertrauen und ihr Vertrauen auf Vergebung und ein Wiedersehen mit ihrem Vater war unerschütterlich. Daher auch ihre Ruhe bei ihrem letzten schweren Gange." In voller Übereinstimmung damit bezeichnet der Seelsorger, der sie auf diesem letzten Gange begleitete, ihre Ruhe „nicht etwa als stumpf, eisern, sondern wie gefestigt, fast freudig." Das Kreuzeswort des Erlösers:

11*

„Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ war das letzte Wort ihres Lebens. Dann senkte sich das Fallbeil.

Zweihundert Zuschauern ist der Anblick dieses grausigen Schauspiels, das weniger geeignet erscheint, Abscheu gegen das Verbrechen als gegen die Strafe zu erwecken, mit hoher behördlicher Genehmigung gegönnt worden.

Vornehmlich in Sachsen, insbesondere in Brand, Freiberg und Chemnitz, wo Grete Beier viel Bekannte zählte, aber auch weit über den Schauplatz ihrer Handlungen hinaus hat sich die öffentliche Meinung darüber erregt, daß Grete Beier nicht begnadigt worden ist. Es ist oft gestattet, mit einer gewissen Geringschätzigkeit von einer „sogenannten öffentlichen Meinung“ zu sprechen, die in vielen Fällen gewiß nicht mehr wert ist, als der von Faust verspottete „Geist der Zeiten“. In diesem Falle aber liegt die Sache doch anders. Hier handelt es sich nicht um den Versuch, für die Ansicht eines einzelnen eine ungebührliche Bedeutung zu beanspruchen und diesen unberechtigten Anspruch darauf zu begründen, daß man in wohlfeiler Verallgemeinerung die individuelle Ansicht zu einer öffentlichen Meinung heraufpufft. In diesem Falle hat eine Gesamtheit ehrenhafter, angesehener und vertrauenswerter Männer, die in der Tat als berufene und befugte Vertreter der öffentlichen Meinung anzusehen sind, in einstimmigem Beschluß sich gedrungen gefühlt, an den Landesherrn mit der ehrerbietigen Bitte heranzutreten, von der Ver-

urteilten die Strafe des Todes abzuwenden und Gnade für Recht ergehen zu lassen.

In einem Lande, in dem das Todesurteil noch gesetzlich vollstreckt wird, mag freilich das starre Wort des Dichters:

„Wenn Gnade Mörder schont, verübt sie Mord“

auch seine Anhänger finden; mag es Diener des Gesetzes geben, die dazu raten, wenn menschliche Regungen das Urteil zu beeinflussen drohen, der Justiz die Binde nur noch fester um die Augen zu legen und die Urheberin eines todeswürdigen Verbrechens ohne Gnade und Erbarmen dem Scharfrichter zu überliefern.

Gleichwohl ist es nicht zu verwundern, wenn sich auch für diese Verbrecherin, die ihre Untaten mit fast beispielloser Kaltblütigkeit und einer raffinierten Berechnung ohnegleichen begangen, die alles gestanden und während die Hammerschläge zur Aufrichtung des Blutgerüstes in die Zellen dröhnten, noch erklärt hat, daß sie lügen würde, wenn sie sage, daß sie die Mordtat bereue — wenn sich trotz allem auch für Grete Beier die weicheren Gefühle eines unbezähmbaren Mitleids regen*).

*) Über ihre Stimmung während und nach der Ermordung ihres Bräutigams hat Grete sich zweimal in sehr merkwürdiger Weise geäußert: In der Nachmittagssitzung vom 30. Juni 1908 richtete der Vorsitzende die Frage an sie, ob bei ihr während all der Vorgänge das Gewissen niemals lebendig geworden sei? Grete Beier antwortete: „Nein! Es war mir so, als ob Preßler wirklich Selbstmord begangen hätte.“

Man denkt an ihr Geschlecht. Das Privileg der Schwachheit wird ihr freilich nicht zugebilligt werden; denn Grete Beier ist eine Starke, ungewöhnlich Starke. Aber sie ist ein Weib. Und die Todesstrafe, an einem Weibe vollstreckt, wirkt in ihrem Schrecken mit verstärkter Brutalität. Seit einem halben Jahrhundert ist denn auch in Sachsen keine weibliche Verbrecherin hingerichtet worden.

Und ihre Jugend! Zweiundzwanzig Jahre alt! Du lieber Gott, in voller Lebensfrische getötet ... von Rechts wegen!

Sogar ihre Untaten ... ihre verbrecherischen Handlungen, so ruchlos sie auch sind, werden wenigstens nicht durch den Schmutz des gemeinen Eigennutzes besudelt; und schließlich ist's doch die Liebe, „der mächtigste Hebel im irdischen Getriebe" — die ihr Handeln bestimmt. Nicht die reine und reinigende Liebe — die sinnliche, sinnverwirrende Liebe, die in hungrigem Ungestüm alle Schranken niederreißt und, um sich zu sättigen, wie das Raubtier sich auf seine Beute stürzt, würgt und zerfleischt — „die Geißel der Welt", wie sie Musset nennt:

Und drei Wochen später, am 22. Juli, am Vorabend ihrer Hinrichtung erklärte sie dem Geistlichen, Herrn Prediger Schmidt, der ihr den letzten Trost spendete, ihre Reuelosigkeit mit den Worten: „Ich hatte immer das Gefühl, als ob ich das hätte tun müssen." Vor dem letzten Abendmahl, das sie gemeinsam mit ihrer Mutter genommen, hat sie allerdings gesagt, daß sie nun auch diese Tat bereue.

Amour, fléau du monde, exécrable folie,
Toi qu'un lien si frêle à la volupté lie,
Quand par tant d'autres noeuds tu tiens à la douleur...

Für die Befriedigung ihrer Sinnlichkeit, die sie an ihren Geliebten fesselte, und die Beschwichtigung der Angst, daß der Mitwisser ihre bösen Streiche an die große Glocke schlage und sie ins Verderben bringe, hat sie zahlen müssen. Und sie hat einen hohen Preis bezahlt — mehr als sie besaß, mehr als sie auf ehrliche Weise erwerben konnte. Nur für ihn hat sie das Geld zusammenscharren wollen. Für ihn ist sie die Fälscherin, die Diebin, die Raubmörderin geworden.

Daß sie es aber werden konnte, sie, das Mädchen aus guter Familie, klug, gebildet, von mannigfacher Begabung? Man denkt an die Juvenalsche Sentenz: „Nemo repente fuit turpissimus"; man denkt auch an die Worte der Iphigenie:

„... Es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor ..."

Man stellt einem solchen „Ungeheuer" gegenüber in der Tat unwillkürlich zunächst die Frage der erblichen Belastung. Sie soll, wenn auch von Gretens Eltern nicht viel Rühmliches zu berichten ist, im vorliegenden Falle nach sachverständigem Votum als strafmildernd nicht in Betracht kommen.

Aber wenn nicht erbliche Belastung — die nichtige

Erziehung, der gänzliche Mangel an jedweder Hemmung häßlicher und unsittlicher Triebe, das lieblose Verhältnis zwischen Mutter und Tochter, die frostige Ungemeinschaft im Elternhause — diese traurige Kinderstube hat den Wildling nicht weniger geschädigt, als das Laster der Vorfahren den unglücklichen Erben.

Man mag auch an krankhafte Eitelkeit, an Großmannssucht, an grandioses Komödiantentum als Triebfeder ihrer Handlungen denken. Professor Forel erblickt in der Tat in Grete Beier ein „sexuell-sensationsbedürftiges Wesen". Es liegt ja nahe, auch bei ihr wie bei so vielen „interessanten Verbrechern" eine solche Sensationslust vorauszusetzen. Indessen ihr Verhalten während der Untersuchungshaft, vor Gericht während des Verhörs und bei der Verkündigung des Urteils, nach der Verurteilung in der Zelle, bis zur Hinrichtung unterstützt diese vorgefaßte Meinung in keiner Weise. Diskreter — sit venia verbo — hat sich ein Delinquent wohl selten benommen. Auch hier versagt also die schematische Einordnung in ein bestimmtes Fach der psychiatrischen Rubrizierung. Man rückt dem Verständnis des rätselhaften Wesens erst näher, wenn man neben den offenbaren Hauptagentien ihrer Handlungen — Sinnlichkeit und Angst — immer den ganzen Komplex der Verhältnisse, in denen sie sich entwickelt und ihre Lebensführung sich mißgestaltet hat, im Auge behält.

Ohne Halt und Stütze, ohne Zucht und Zügel, ohne sorgende Zärtlichkeit und Strenge wächst sie auf,

in voller Ungebundenheit, in einer Umgebung, über die sie an Intelligenz und Energie turmhoch aufragt. Sie macht, was sie will. Unter dem Dache des Elternhauses läßt sie dem Liebsten den Riegel zu ihrem Stübchen offen, bleibt auch nachts über aus dem Hause und mietet wie die erste beste Prostituierte ein Absteigequartier bei einer Kupplerin. Für alles, was sie irgend unternehmen mag, findet sie gefügige Werkzeuge.

Und zu ihrem größten Unglück mußte nun diese Grete Beier, die nie in erzieherischem Zaum gehalten war, an einen Menschen geraten wie diesen Hans Merker! An einen verschuldeten, leichtsinnigen, gewissenlosen Burschen von vierundzwanzig Jahren, der sie völlig in seine Gewalt bekam, von dem sie nie ein gutes, ernstes, wohl nie ein verständiges Wort gehört hat. Der sah sich wegen seiner Streiche schon auf der Anklagebank, auf die er ja auch später sich setzen mußte; der hatte ein starkes Interesse daran, Greten in ihrem gewissenlosen Leichtsinn zu begünstigen, denn ihr Leichtsinn wurde für ihn gewinnbringend und gestattete ihm, einstweilen wenigstens die Gefahr der Einsperrung abzuwenden und flott drauflos zu leben*).

Merker brauchte beständig Geld, und wenn sie nicht genug schaffte, peitschte er sie durch beängstigende

*) Nachweislich hat Grete Beier für Merker in den zwei Jahren ihrer Bekanntschaft vom 5. Februar 1905 bis zum 2. Mai 1907 an größeren Summen herbeigeschafft: 1200 Mark durch ihren Vater, 600 Mark durch die Kunze, 4300 Mark durch den Krönerschen Diebstahl — also 6100 Mark — mithin eine

Drohungen zu immer neuen Streichen auf. Er selbst hielt sich als ein vorsichtiger Mann abseits. An den Gefahren des Unternehmens beteiligte er sich nicht. Das mochte sie mit sich abmachen. Wie sie es anfing, das Geld herbeizuschaffen, kümmerte ihn wenig. Er war nicht neugierig. Er brauchte ja nicht zu wissen, und wollte auch nicht wissen, aus welcher Quelle es ihm zufloß. Er fragte nicht: woher? Er fragte nur: wieviel? nahm's und verjubelte es.

Nicht alles! Wenn er Ende Mai 1910 wieder in Freiheit gesetzt wird, wird er fürs erste keine Not zu leiden haben. Dafür hat seine Grete, die seine Angeberei aufs Schafott gebracht hat, doch noch gesorgt.

Und ihm selbst haben wir diese beruhigende Mitteilung zu verdanken. Als ihn Dr. Knoll (Dresden), Gretens Verteidiger, mit der unbequemen Frage stellte, was er mit dem Gelde von Greten angefangen habe, antwortete er unter seinem Eide als Zeuge: „Sie denken, ich habe es mit Weibern verjubelt? Das ist nicht richtig. Ich habe es so angelegt, daß es mir später vielleicht noch einmal von Nutzen sein kann."

Lucri bonus est odor ex re qualibet.

Wenn Grete auch schon früher ein unerlaubtes Liebesverhältnis angeknüpft hatte, das gewiß nicht beschönigt werden soll — zur Verbrecherin ist sie erst

Summe, die das fünfjährige Einkommen dieses geringen Handlungsgehilfen mit seinen 1200 Mark Salär übersteigt. Von kleineren Beträgen, die insgesamt gewiß auch ein hübsches Sümmchen ergeben, gar nicht zu reden.

durch ihre Beziehungen zu Merker geworden. Ein junges Mädchen, das Kind strafbar schwacher Eltern, unverantwortlich unerzogen, ungehindert in ihrem Schalten und Walten, unterstützt von alten Kupplerinnen, durch ihre sinnliche Leidenschaft auf abschüssigen Weg gedrängt, auf dem es für sie keine Umkehr mehr gibt, auf dem sie vielmehr durch die Angst vor dem geliebten Peiniger immer weiter getrieben wird, bis in den tiefsten Abgrund — so erscheint uns Grete Beier. Es kann nicht befremden, daß die Geschwornen mit diesem unseligen Geschöpfe trotz aller Schlechtigkeiten, die Grete begangen, im Hinblick auf ihre Jugend, ihr Geschlecht, ihre Verwahrlosung, die Uneigennützigkeit ihrer Verbrechen, die Ehrlichkeit ihrer Geständnisse, die Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit ihres Auftretens — es kann nicht befremden, daß die Volksrichter mit der Unmenschlichen ein menschliches Rühren fühlen konnten.

Aber — der Gerechtigkeit ist freier Lauf gelassen.

Vor ihrem letzten Gange hat Grete mit ihrer Mutter, die in verzweifelter Reue der Mitschuld sich zeihen mußte, sich noch ausgesöhnt. Der Leichenwagen, der den Sarg von der Richtstätte zum Bahnhof überführte, war mit Blumen geschmückt.

Das Drama von Allenstein

Mai 1908

„Nulla fere causa est, in qua
non femina litem
Moverit . . .“

„Keinen Handel fast gibt's, wo ein
Weib nicht wäre des Streites
Stifterin.“

Juvenal, Sat. IV. 224

Die Morgenblätter hatten die Nachricht vom Selbstmord des Hauptmanns Hugo v. Goeben gebracht. Am Abend war ich zu einer kleinen Gesellschaft geladen. Es war von nichts anderm die Rede als vom erschütternden Ausgange der Allensteiner Tragödie, die in ihrer grausigen Trias: Wahnsinn, Mord und Selbstmord stofflich an die schlimmste Hintertreppenliteratur gemahnt. Als ein Zufall dürfte es wohl kaum zu bezeichnen sein, daß mehrere von uns den unglücklichen Helden dieses Trauerspiels im Leben schon begegnet waren: denn der ernste und straffe Generalstäbler von Goeben und die pikante, temperament-

volle Frau Toni v. Schönebeck waren in der Berliner Gesellschaft bekannte Persönlichkeiten.

Ein Zufall aber war es, daß sich in unserer kleinen Gesellschaft ein intimer Freund Goebens befand, der seit Jahren unausgesetzt in vertrautestem Verkehr mit dem Dahingeschiedenen gestanden hatte, und daß zwei andere Gelegenheit gehabt hatten, Frau v. Schönebeck näher kennen zu lernen: eine kluge und wohlwollende Dame — eine hervorragende Künstlerin und Trägerin eines berühmten Namens von bestem Klange — die vor längerer Zeit in einem Schweningerschen Sanatorium mit der kindlich mädchenhaften jungen Frau zusammengetroffen war, und ein lebensfreudiger Herr, der einige Jahre später, während eines ihrer Auffrischungsausflüge, die sie von Zeit zu Zeit von Allenstein nach Berlin zu unternehmen liebte, mehrere vergnügte Abende mit der großstadtfrohen Dame aus der langweiligen Provinz verbracht hatte. Ein Vierter endlich hatte einige Zeit mit dem damaligen Rittmeister v. Schönebeck in derselben Eskadron der Dragoner in der kleinen schlesischen Garnison Bernstadt gestanden. Er war, ohne mit seinem Kameraden gerade intim befreundet gewesen zu sein, ihm doch nahe genug getreten, um über ihn manches Persönliche, das jetzt Interesse erregte, berichten zu können. Gewissen, in die Öffentlichkeit gedrungenen Mitteilungen, die für das erste Opfer des Allensteiner Dramas auch im Charakter und Verhalten des Unglücklichen eine Erklärung des Mordes und damit eine Art von Ent-

schuldigung der Urheber zu finden suchten, trat er mit vollster Wärme und Entschiedenheit entgegen und schilderte seinen Kameraden als einen ungemein sympathischen, jovialen, ehrenhaften Mann, als tüchtigen Soldaten, der sich der allgemeinen Beliebtheit und Achtung erfreute.

Die Künstlerin, die Freundin der Frau, bemerkte dagegen, sie habe von dem, was sie früher über den Gemahl der Frau v. Schönebeck gehört habe, sich eigentlich eine andere Meinung gebildet; sie habe glauben müssen, daß der Major zu wenig getan habe, um die blutjunge Frau an sich zu fesseln, und daß er vom Vorwurfe, sie vernachlässigt und ihr zu viel Freiheiten gegönnt zu haben, doch wohl nicht ganz freizusprechen sei. Da wurde sein früherer Regimentskamerad ganz wild und ging leidenschaftlich für ihn ins Zeug. Er zitierte das Shakespearesche Wort:

> Rach' und Wollust
> Sind tauber als der Ottern Ohr dem Rufe
> Wahrhaften Urteils.

Und er eiferte mit wahrer Erbitterung wider den unseligen Hang, für jeden Verbrecher mildernde Umstände aus dem Versuch zu gewinnen, daß man das unglückselige Opfer in einem gewissen Grade als Mitschuldigen hinstelle. Geradezu entrüstet habe es ihn, daß man Schönebeck beschuldigt habe, die Extravaganzen seiner kranken Frau durch schweigsame Duldsamkeit begünstigt zu haben. In diesem Falle wäre Scheinblindheit doch ein schimpflicher Vorwurf, der indessen

nur aus Unkenntnis oder Leichtsinn gegen einen Mann wie Schönebeck erhoben werden könne; blind sei nur das Vertrauen zu seiner zweifellos krankhaften Frau gewesen, deren Krankheit der urgesunde, einfache Mann leider nicht erkannt habe. Von einem tief beklagenswerten Verhängnis dürfe man sprechen, nicht aber von ehrenrührigem Unterlassen und Handeln. . . .

Die vier Einzelerzählungen mit ihren Kontroversen bildeten eine Gesamtheit, die, wenn auch ungegliedert und lückenhaft, doch synthetisch den Fernerstehenden ein sonderlich anschauliches Bild der erschütternden Vorgänge darboten — der Tragödie, die jetzt unser aller vollste Teilnahme in Anspruch nahm. Manches, was nach den der Allgemeinheit zugänglich gemachten Angaben unverständlich und dunkel hatte bleiben müssen, hellte sich nun vor unseren Blicken zu klarer Faßlichkeit auf.

Vor allem waren es die Mitteilungen des blonden Hauptmanns über seinen verstorbenen Freund, welche die unbegreiflichen Geschehnisse unserm Verständnis näher rückten und das, was man die „Beichte" Goebens genannt hat: den Bericht des angesehenen Münchener Psychiaters Freiherrn v. Schrenck-Notzing über seine Beobachtungen des Unglücklichen unmittelbar vor der blutigen Tat, nach manchen Richtungen hin ergänzten.

Als unser Wirt in unser aller Namen dem Hauptmann für seine interessanten Erzählungen dankte und mit Recht anerkennend hervorhob, wie es seiner Dar-

stellungskunst gelungen sei, viele der verschlungenen Fäden zu entwirren, Loses aneinanderzuknüpfen, Unwesentliches auszuscheiden, Wesentliches deutlich erkennen zu lassen und bedeutsame innere Zusammenhänge aufzuweisen, lehnte der Hauptmann das ihm gespendete Lob sehr entschieden ab. Was er hier vorgebracht habe, sei doch nur ein ungefüger Versuch, der Wahrheit näher zu kommen. Die volle Wahrheit aber mit ihrer überzeugenden Kraft hätte nur ein Mensch offenbaren können — Goeben selbst. Und es sei sehr zu beklagen, daß dieser tüchtige, gewissenhafte, ehrliche Mensch es nicht vermocht habe, das, was in ihm vorgegangen war, mit der ihm eigenen ehernen Wahrheitstreue aufzuzeichnen. Um so bedauerlicher, als Goeben mit ernster Selbsterkenntnis eine bemerkenswerte schriftstellerische Gabe verband, die Außen- und Innenwelt scharf beobachtete und, wie aus seinen Briefen und Berichten hervorgeht, schmucklos mit eindringlicher Wirkung zu schildern verstand. Eine solche Aufzeichnung wäre ein document humain von unschätzbarem Werte geworden, das Epos eines menschlichen Verhängnisses, wie es ergreifender, erschütternder kaum gedacht werden kann. Aber dazu habe Goeben wohl kaum noch den Willen und gewiß auch nicht mehr die Kraft besessen. Und so werde denn das Rätsel dieses Mordes für die Allgemeinheit wohl auf immer ungelöst bleiben.

Ich hatte mich an der Unterhaltung bisher nur als Zuhörer beteiligt. Nach meiner Auffassung unterschätzte der Hauptmann die aufklärende Wirkung seiner

Mitteilungen erheblich; und ich gestattete mir einzuwerfen, daß, wenn die Öffentlichkeit auch nur dasjenige erführe, was hier während der letzten Stunden in unserm kleinen Kreise zur Sprache gekommen war, die Psychologie der Allensteiner Tragödie doch viel begreiflicher erscheinen, Recht und Unrecht zu viel gründlicherer Würdigung gelangen würden, als es bis jetzt der Fall war. Ich verstieg mich sogar zu der Behauptung: Wenn die Gespräche des heutigen Abends zufällig stenographisch aufgenommen wären, würde ein einigermaßen geübter Schriftsteller, der nicht einmal bedeutend zu sein brauchte, wohl befähigt sein, auf Grund einer solchen stenographischen Unterlage eine durchaus glaubliche, wahrscheinliche und im wesentlichen sogar zutreffend echte Schilderung des bisher wenig oder gar nicht Gekannten herzustellen — ein Elaborat, das, wenn es auch vom Ideal eines „document humain", wie es eben nur Goeben hätte schreiben können, weit entfernt wäre, doch wohl mehr denn als eine müßige Phantasterei, daß es sogar als ein verdienstliches Bemühen gelten dürfte, insofern es eben manches Unverständliche verständlich machen würde und schon das rechte Verstehen, nach dem schönen, Frau v. Staël zugeschriebenen Worte, den Richter nachsichtig stimmt.

Mehr noch als die Zustimmung, die meine Ausführungen bei den anderen Gästen fanden, reizte mich der Widerspruch des kopfschüttelnden Hauptmanns, selbst den Versuch zu wagen, die Eindrücke, die ich von dem Gehörten empfangen hatte, zu freier Wiedergabe zu

gestalten; die Erzählungen des Hauptmanns mit denen der Bekannten des Schönebeckschen Ehepaares zusammenzufügen und durch verbindende Übergänge aneinanderzuschließen, tatsächliche Lücken durch erfundene Zwischenglieder auszufüllen und dergestalt — in der Ichform, als ob Goeben selbst zu seinem Freunde spräche — eine Darstellung zu geben, die ich nach bestem Vermögen der Wirklichkeit nahe zu bringen mich bemühen würde.

Das habe ich versucht. Und hier ist der Versuch, der sich nicht etwa als dokumentarischer Beitrag zur Geschichte des Allensteiner Dramas aufspielen will, sondern nur in leicht zugänglicher Form die Vorgänge und Persönlichkeiten in dem Lichte zeigen soll, in dem sie dem aufmerksamen Zuhörer von Freundesworten erschienen sind.

* * *

I

Unglückliche Liebe

Arresthaus Allenstein am Schalttag 1908

Seit langen bösen Tagen, die mich furchtbar erregt haben, ist allmählich wieder Ruhe über mich gekommen — Ruhe, Sammlung und Klarheit. Ich glaube, daß ich Festigkeit genug besitze, dir alles zu sagen, was ich für die Wahrheit halte.

Da ich vor dem Abschluß stehe, wird mein Ge-

ständnis so vollständig sein, wie es zu machen mir irgend möglich ist. Mitbeteiligte will ich schonen — während ich diesen Satz schreibe, beschleicht mich indessen schon der Zweifel, ob dieser Versuch mir gelingen kann; mich selbst zu schonen, werde ich nicht einmal den Versuch machen.

Du hast mich in glücklichen Zeiten gekannt, als ich wirklich unbefangen war. Und auch später noch, als ich unbefangen schien. Es wird dir nicht leicht werden, mir auf dem Wege zu folgen, den ich dich führen will. Ich weiß ja selbst nicht einmal, ob ich mich zurechtfinde und dir den Weg überhaupt weisen kann. Schwerlich wirst du in dem traurigen Manne, der dir sein Herz öffnet und dich in sein Innerstes blicken läßt, den harmlosen Kameraden wiedererkennen, mit dem du so angenehme und nützliche, anregende und erfrischende Stunden verbracht hast.

Ich habe echtes Soldatenblut in den Adern. Von früh auf hat es mich zum Soldaten gedrängt. An einen andern Lebensberuf habe ich nie denken können, tatsächlich wohl auch nie gedacht. Alles andere im Leben habe ich dem Soldatischen untergeordnet. Vergnügen fand ich nur an Dingen, die mit dem Soldatenstande irgendwelchen Zusammenhang hatten. Wissenschaftliches Interesse hatte ich nur an Fragen von militärischem Inhalt. Zu jeder Art von Sport fühlte ich mich hingezogen. Ich war ein recht guter Schütze, ein gewandter Fechter und Turner. Geistig trainierte ich mich bewußt und unbewußt auf stramme

12*

Disziplin, auf unbedingten Respekt vor meinen Vorgesetzten, auf Ruhe und Bestimmtheit im Erteilen von Befehlen an Untergebene.

Wenn ich auch nicht gerade wie ein Trappist gelebt habe, so ergab sich doch aus den Lebensgewohnheiten, die ich schon als junger Offizier zu den meinigen gemacht hatte, daß in meinem Dasein für das Weib nur geringer Raum geblieben war. Ich war zwar kein Philister, kein Kopfhänger und Kostverächter, aber auch nichts weniger als ein Weiberjäger. Ich war ganz gut zu verwenden als Gelegenheitskurmacher ohne besondere seelische Beteiligung, als kommandierter Tänzer für Mauerblümchen. Zum Sonderling fühlte ich mich ganz und gar nicht veranlagt. Hätte ich mir auch nur die leiseste krankhafte Neigung zum Misogyn verspürt, so würde ich sie mit voller Energie bekämpft haben. Aber davon war, wie gesagt, gar keine Rede. Ich hatte eben andere Dinge im Kopfe als zeitraubende Liebeleien.

Das redete ich mir wenigstens lange Zeit ein. Und es regte sich in mir eine Art von geringschätziger Überlegenheit meinen fideleren Kameraden gegenüber, die jeder Schürze nachliefen.

Aber dieser Zustand war nicht von Dauer. Ich fühlte mich dazu gedrängt, ernsthaft mit mir ins Gericht zu gehen und mich zu fragen, ob ich in Wahrheit noch zu einer solchen Überhebung berechtigt sei, und ob nicht etwa uneingestandenes Pharisäertum mein Urteil trübe. Denn das Zeugnis darf ich mir ohne Ruhmredigkeit

ausstellen, daß ich mich nie leichtsinnig mit mir selbst abgefunden und mich immer redlich bemüht habe, meine Gesinnungen und Handlungen in ihrer Wahrheit zu erkennen und Häßliches nicht vor mir selbst zu beschönigen. Die Worte des Polonius an seinen scheidenden Sohn:

> Dies über alles: Sei dir selber treu!
> Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
> Du kannst nicht falsch sein gegen irgendwen;

— dies einfache Wort hat schon, als ich es als heranwachsender Jüngling zum erstenmal vernahm, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und ist die Richtschnur für mein Leben geworden.

So mußte ich mir denn nun gestehen, daß ich mich in der Beurteilung meiner Beziehungen zum weiblichen Geschlecht, wenn auch zunächst noch unbewußt, des Selbstbetruges schuldig gemacht hatte. Ich durfte mir nicht mehr verheimlichen, daß meine Sinne von den Reizen der Weiblichkeit genau so stark erregt wurden, wie die meiner jugendlichen Kameraden, auf die ich mit spöttischem Lächeln hinabgeblickt hatte.

Ein Zufall, eine launische Konstellation war daran schuld, daß diese Erkenntnis lange hatte auf sich warten lassen. Die ersten Weiber, zu denen ich als junger Dachs in gelegentliche Beziehungen trat, gehörten zu denen, auf deren Eroberung sich ein leidlich vernünftiger Mensch nicht viel einbilden darf. Bei meinem festen Entschlusse, nichts vor dir zu verheimlichen, will ich dir indessen nicht verschweigen, daß ich mich auch in dieser

Gesellschaft oft recht gut amüsiert habe. Für die eine oder andere hatte ich sogar, wie man zu sagen pflegt, „etwas übrig". Aber es war doch nie etwas anderes als ein Zeitvertreib oberflächlichster Art, wie ich ihn bei gutem Anlaß ganz gern mitnahm, den ich aber, wenn sich kein Anlaß dazu bot, kaum vermißte. Und schließlich war es doch immer eine ziemlich nüchterne Geschichte, mit der ich das Wort „leidenschaftliche Erregung" kaum, das Wort „Liebe" aber unter gar keinen Umständen in Verbindung bringen möchte.

Wenn die ruhig überlegende Vernunft — „la sévère raison", wie es im französischen Liede heißt — auch für den knappen Zeitraum eines ausgelassenen Abends beiseite treten und die Hände in den Schoß legen konnte, so war sie doch am andern Morgen immer wieder zur Stelle und meldete sich manchmal recht ungehalten mit Vorwürfen über den unsinnigen Zeitverbrauch und der beständigen Mahnung: daß Jugendeseleien von kurzer Dauer sein müssen, um sich nicht zu unliebenswürdigem Leichtsinn und uninteressanter Bummelei zu verhärten. Ich fühlte dann auch das Bedürfnis, für die verlorenen Stunden mit verdoppeltem Ernst und Fleiß zu zahlen.

So war eine verhältnismäßig ziemlich lange Zeit vergangen. Ich war eigentlich mit mir und meinem Wandel ganz zufrieden. Ich hatte es nicht nötig, mit philisterhafter Scheu beständig auf meiner Hut zu sein. Wenn ich gelegentlich auch einmal über die Stränge schlug, so wußte ich doch, daß ich die Direktion über

mich behalten hatte und mich ohne Sträuben selbst wieder einschirren konnte.

* * *

Da ereignete sich etwas für mich Bedeutsames. Ich möchte es eine erste ernste Verwarnung vom Schicksal nennen.

Mittlerweile war ich in die Jahre vorgerückt, in denen man nach unseren heutigen Anschauungen und bei der Frühreife unseres Geschlechtes das Recht nahezu verwirkt hat, sich der schönen Zeit der jungen Liebe von Herzen zu erfreuen. Daß meine bisherigen Liebeständeleien mein Inneres nicht bewegt hatten, sollte ich erst jetzt fühlen, als ich zum erstenmal mit einem weiblichen Wesen zusammentraf, dem ich nicht die Schande antun will, es mit den Damen meiner früheren Bekanntschaft in einem Atem zu nennen.

Eine bildschöne, kluge, gebildete, edle Frau, für die ich sogleich eine tiefe, verehrungsvolle Zuneigung empfand, trat mir entgegen. Als ich ihr beim Abschiede nach unserm ersten Zusammentreffen die Hand küßte, war ich schon sterblich in sie verliebt.

Eine ganz wunderbare Wandlung vollzog sich in mir. Jäh und unaufhaltsam. Mir war, als hätte ich meinem ganzen bisherigen Dasein den Kehraus gemacht, den Inhalt meines Lebens ausgeschüttet. Was mich bisher gefreut und angezogen hatte, wurde mir gleichgültig, wenn nicht geradezu widerwärtig. Die Arbeit, die meine ernsteste, ja eigentlich meine einzige Leiden-

schaft gewesen war, widerstand mir. Ich war zerfahren und zerstreut, wenn ich an meinem Schreibtische saß und auf die halb beschriebenen Blätter vor mir blickte. Alle meine Gedanken flatterten dem einen Ziele zu, von dem ich ganz genau wußte, daß ich es nie würde erreichen können; und hätte ich glauben dürfen, daß es für mich erreichbar wäre, so würde es mir eine bittere Enttäuschung bereitet und mich noch elender gemacht haben. Aber ich wußte, daß ich Unmögliches begehrte.

Begehrte? Ich kann nicht einmal sagen, daß sich wirklich das Begehren des Besitzes in mir regte. Auch im ungehinderten Fluge meiner Gedanken in der Einsamkeit wagte ich mich nicht in ihre Nähe. Respektvolle Scheu hielt mich vom Gegenstande meiner unbeholfenen Anbetung in gemessener Entfernung zurück. Ich fühlte sehr wohl, daß sie mir vom Herzen gütig gesinnt war, und daß nicht demütigendes Mitleid ihre Wohlgesinnung für mich bestimmte. Aber ich fühlte auch, daß zwischen uns unüberwindliche Schranken aufgerichtet waren, daß ich dieser jungen, liebenden Frau und Mutter nie etwas anderes sein und werden konnte als ein guter Freund — wie Ritter Toggenburg! Das aber war für mich gleichbedeutend mit seelischem Leid auf Lebenszeit.

Und wie Toggenburg raffte ich alles, was ich an Energie noch in mir besaß, zu dem Entschlusse zusammen, mich von der Umgebung, in der ich ihr begegnen mußte, gewaltsam loszureißen. Jede Lösung erschien mir besser als dies langsame Verkommen, zu

dem das Andauern der unerträglichen Situation mich unnachsichtig verurteilen mußte.

Ob ich unter völlig veränderten Lebensbedingungen Vergessen finden würde? Versucht mußte es werden. Gelang es nicht — das völlige Verderben erschreckte mich minder als dies unausbleibliche seelische Verblöden — ein Zustand, für den ich keinen passenderen Ausdruck finde als eine Art von Gehirnerweichung des Herzens.

Das, was ich bisher als eine unverdiente Härte des Schicksals oft bitter und schmerzlich empfunden hatte: meine Halbinvalidität, die mir das Fortkommen in meinem soldatischen Berufe erschwerte, erschien mir nun auf einmal in ganz anderem Lichte: als eine wohltätige Schickung des Himmels, als eine mögliche Rettung.

Wegen eines schlecht verheilten Gelenkübels, das ich mir im Dienste zugezogen, hatte ich die Marine verlassen müssen und war zur Feldartillerie übergetreten. Ich galt als brauchbarer Offizier und erfreute mich der besonderen Gunst meiner Vorgesetzten, die mich für militärwissenschaftlich veranlagt hielten und Gutes von mir erwarteten. Mein Abschiedsgesuch rief daher unter meinen Kameraden Erstaunen und wirkliches Bedauern hervor. Man wollte die von mir angeführten Motive meiner körperlichen Unzulänglichkeit nicht recht gelten lassen. Man eröffnete mir sogar die Aussicht, daß ich in Zukunft vorwiegend für Generalstabsarbeiten in Anspruch genommen werden würde, für

die meine körperliche Beschaffenheit natürlich vollauf genügte. Ich besaß ja in der Tat bemerkenswerte Körperkräfte, hatte andauernd körperliche Übungen vorgenommen und mir als Linkshändiger eine Gewandtheit angeeignet, welche die ausreichende Gebrauchsfähigkeit meiner Rechten nicht mehr vermissen ließ. Ich bestand aber auf meinem Abschiede, für den ich das wahre Motiv nicht angeben konnte, und ließ die verwunderte Kritik meines schwer begreiflichen Eigensinns stillschweigend über mich ergehen.

Mein Vorsatz war, zunächst möglichst unauffällig aus dem Kreise meiner Kameraden zu verschwinden und mich in eine Tätigkeit zu stürzen, die mich körperlich und geistig möglichst anstrengte. Dazu fand ich sogleich eine günstige Gelegenheit.

* * *

In Südafrika war der Boerskrieg entbrannt. Ich ging zu den Boers. Der Auffassung, die damals allgemein verbreitet war, habe ich nicht entgegentreten wollen und nichts dagegen gehabt, daß man mich für einen abenteuernden Haudegen hielt, für einen Soldaten vom alten Schlage des Wachtmeisters Paul Werner in „Minna von Barnhelm", dem die Freude des Drauflosschlagens als Höchstes des Soldaten gilt, und der mit Wonne für jeden beliebigen persischen Prinzen Heraklius in den trefflichen Krieg zieht. Ich widersprach nicht, so wenig diese Vorstellung mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Damals wenigstens. Daß

später das „rauhe Kriegshandwerk", wie man zu sagen pflegt, einen tiefen und, wie ich beinahe glauben möchte, sogar veredelnden Einfluß auf mich geübt hat, muß ich gestehen.

Durch meine Beteiligung an den Boerskämpfen erhielt mein Dasein jedenfalls eine viel stärkere Bewegung, gestaltete es sich viel abwechslungsreicher und interessanter als es den meisten meiner gleichaltrigen Kameraden, auch wenn sie im gewöhnlichen Garnisonsdienste in vollem Erkennen ihrer Aufgabe ihre Pflicht bis aufs äußerste taten, beschieden war.

Nachdem ich mich nun aus der ruhigen und normalen Entwicklung des Offiziers, wie sie in langjährigen und gesicherten Friedenszeiten sich vollzieht, herausgerissen und das Waffenhandwerk in blutigem Ernste erlernt hatte, fühlte ich, daß ich doch ein anderer Kerl geworden war, als ich es im Manövergelände je hätte werden können. Durch die seelischen Kämpfe von ehedem, die ich vor jedermann verborgen, und durch die körperliche Unzulänglichkeit, die es mir bis dahin allerdings erschwert hatte, unter normalen Bedingungen mit meinesgleichen in meinem Berufe Schritt zu halten, wurde mir nun die unschätzbare Bevorzugung zuteil, den Krieg im Ernstfalle mitzumachen — den Krieg mit allen seinen gewaltigen Erregungen, seinen körperlichen Strapazen, mit allen Glücksgefühlen des Siegers und allem Jammer des Besiegten. Ich hatte Blut fließen sehen, auch mein eigenes, denn ich war mehrfach nicht leicht angeschossen; das Blut erschreckte mich nicht mehr.

Diese herrlichen und rauhen Erfahrungen brachten mir nun in der Tat, was zu hoffen ich kaum gewagt hatte: seelische Genesung. Ich konnte an das Vergangene denken wie an eine überwundene psychische Krankheit, wie an eine Verirrung, die abgetan war. Ich hatte mich selbst wiedergefunden, tatenfroh, als Mann. Und mit immer tieferer, ich darf wohl sagen, mit edlerer Leidenschaft erfüllte mich die Zugehörigkeit zu dem Stande, dem ich mein Leben geweiht hatte.

Ich war als ein ernsterer und, ich glaube, auch als ein tüchtigerer und besserer Mensch nach Deutschland zurückgekehrt; und ich hielt meine Zukunft für aussichtsvoll und gesichert, als mir die freudigste Genugtuung gewährt wurde, als Offizier in unsere Armee wieder eingestellt zu werden.

Das war wohl einer der frohesten Tage meines Lebens, als ich den dunklen Rock der Feldartillerie wieder anlegen durfte, mit der sicheren Anwartschaft, in Kürze zur Hochschule der militärischen Tüchtigkeit und Ehre, zum Generalstab, berufen zu werden.

Das geschah denn auch. Ich habe mein Mögliches getan, um das Vertrauen, das man in mich gesetzt hatte, zu rechtfertigen. Ich war ein fleißiger Arbeiter und meine Erfolge überstiegen meine Erwartungen. Es wurden mir Aufgaben zugewiesen, wie sie einem Offizier meines Dienstalters nur ausnahmsweise gestellt werden. Ich hatte die große Genugtuung, mir die wärmste Anerkennung meiner Vorgesetzten zu erwerben. So namentlich auch als Berichterstatter über

die mazedonischen Vorgänge, zu deren Beobachtung ich eigens nach Salonichi entsandt wurde.

Mein Dienst im Generalstabe füllt wohl die lichtesten und erfreulichsten Tage meines Lebens.

II

Glückliche Liebe

Im Mai 1907 wurde ich zum Hauptmann befördert und nach Allenstein versetzt. Ich war sehr glücklich. Einige Kameraden schüttelten allerdings den Kopf, als ich ihnen mit strahlendem Auge das entlegene Allenstein als meine künftige Garnison bezeichnete. Sie verstanden meinen Optimismus nicht recht und machten kein Hehl aus ihren Bedenken, daß mir das öde Nest da oben in Ostpreußen doch wohl arge Enttäuschungen bereiten würde.

Ich lächelte über die gut gemeinten Bemerkungen, die mich in keiner Weise beunruhigten. Ich fühlte mich meinen Warnern an Erfahrungen wirklich überlegen. Ohne zu murren, ohne auch nur ein stärkeres Unbehagen zu verspüren, hatte ich ja viel Schlimmeres durchgemacht. Überdies wußte ich auch, daß Allenstein für mich doch nur als der durch den Dienst gebotene Übergang in Betracht kam, und daß ich in absehbarer Zeit zum Generalstab zurückkommandiert werden würde.

Leider sollten sich jedoch die Befürchtungen meiner Kameraden in völlig unerwarteter Weise — wenn auch ganz anders, als sie selbst geglaubt hatten — in

traurige Wirklichkeiten umsetzen. Nicht die Kleinlichkeit der Verhältnisse, nicht die Unergiebigkeit des engen Kreises, auf den der fremde Offizier in einer weltentlegenen Garnison angewiesen ist, nicht die lederne Einförmigkeit und Langeweile waren es, die den Aufenthalt für mich hier oben verhängnisvoll machen sollten. Es war etwas ganz anderes: ein schwerer, unendlich schwerer Rückfall in das Leiden, von dem ich in der wilden Jagd des afrikanischen Krieges und in den gesammelten Studien als Generalstäbler völlige Genesung gefunden zu haben hatte hoffen dürfen.

Und wiederum war es das Weib, das in mein Dasein gewaltsam eingriff. Diesmal aber viel furchtbarer als zuvor.

Es war eine verheerende und zerstörende Gewalt, der ich unterlag, die mich lähmte, entnervte, alle Begriffe verwirrte, hypnotisierte, die Stimme des Gewissens tyrannisch erstickte und mich zum Spielball wilder Regungen entwürdigte, die, wie mir, Gott sei's geklagt, zu spät klar werden sollte, zweifellos krankhaft waren. Es war etwas so unbegreiflich Furchtbares, daß ich es auch jetzt, da ich mich zu einer nüchternen Erwägung durchgerungen habe, zu fassen kaum imstande bin. Durch das Ungestüm der erregten Sinne wurde ich mir selbst enteignet, aus einem lebensvollem Geschöpf eine Marionette, die willenlos in der zarten Hand eines anmutig lächelnden Kindes nach deren Gefallen zappelte. Zu einem elenden Nichts war ich zusammengeschrumpft, nur noch ein somnambules Schemen, das

der Willkür eines stärkeren Wesens in der Hülle dieses verführerisch schönen, kindisch frohen, lebenshungrigen Weibes blindlings gehorsamen mußte.

Der sympathische, wissenschaftlich erfahrene und menschlich einsichtige Psychiater, mit dem ich während der letzten Tage viel verkehrt habe — er hatte mich von Gerichtswegen zu beobachten, und ich hätte wohl den Versuch wagen können, ihm eine verächtliche Komödie vorzuspielen, hätte sie vielleicht sogar auch erfolgreich durchgeführt; aber alles Possenhafte, das eine Feigheit gewesen wäre, widerstrebte mir, und ich bin ihm gegenüber vollkommen aufrichtig gewesen — dieser Mann der Wissenschaft, der mir Vertrauen und Respekt einflößte, hat meinen Zustand gelegentlich als „Hörigkeit vom Weibe" bezeichnet. Wenn, wie ich glaube, der Begriff der Hörigkeit eine mildere Form der Leibeigenschaft bedeutet, so scheint mir dieser Ausdruck nicht ganz unzutreffend zu sein. Ich hatte es nicht für möglich gehalten, daß ein vernunftbegabtes Wesen, wie ich es zu sein glaubte, daß ein reifer Mann mit dem Anrecht auf ein gewisses Maß von Selbstbestimmung, wie es die Jahre, gemachte Erfahrungen, erworbene Stellung dem Individuum zugestehen, zu so unbedingter seelischer Knechtschaft und Leibeigenschaft herabgemindert werden könne, wie ich sie widerspruchslos ertrug, ohne daß sich mein Gewissen dagegen auch nur aufgelehnt, ohne daß ich bei der Ausführung der mir gegebenen Befehle auch nur Unlust verspürt hätte. Ich fühlte gar nicht den lästigen Druck der schweren Ketten, die mich gefesselt

hatten, und seufzte nicht unter dem mir auferlegten Joch. Ich war vielmehr wahrhaft glücklich, in einem beständigen Taumel, der von einer Aufregung um die andere genährt und dessen schmähliche Unwürdigkeit von mir nicht gespürt wurde.

Die Leidenschaft, die mich vor Jahren aus meinem Berufe herausgerissen hatte, und die ich in hartem Kampfe gegen mich bis in die Wurzeln ausgerottet zu haben wähnte — sie war, wie ich nun fühlen sollte, doch nur überschüttet gewesen. Nicht vernichtet, nur eingeschläfert war sie. Und wurde nun plötzlich mit verstärktem Ungestüm wieder aufgerüttelt. Sie war wieder wach geworden und unter ganz anderen verhängnisvolleren Bedingungen als zuvor.

Meine erste Liebe war, wie man es nennt: unglücklich gewesen; ich wußte, daß sie in diesem gewöhnlichen Sinne auch niemals glücklich werden konnte, niemals so erwidert, wie ich es ersehnte. Jetzt aber war es nicht mehr ungestilltes Verlangen meiner Sinne, das mich elend machte. Jene „unglückliche Liebe" hatte die Kraft meines Widerstandes doch nicht völlig gebrochen. Ich hatte mich ja noch immer dazu befähigt gefühlt, den Entschluß durchzuführen, dem jämmerlichen Niedergange in schmachtender Schlaffheit zu entrinnen, Vergessen zu suchen — oder Verderben, wenn es sein mußte.

Das damals Unerreichbare, nun aber war es erreicht. An die Stelle pflichttreuer Versagung von ehedem war nun völlige, sorglose, selige Gewährung

gerückt — Gewährung mit hingebender Zärtlichkeit, in unerschrockener und mutiger Loslösung von allen Geboten unserer Sitte und Gesellschaft. Wir hatten uns gefunden, wir liebten uns rasend — was kümmerte uns im Egoismus unserer Glückseligkeit die Welt um uns herum?

* * *

Der Major? — —

Ich berühre hier einen Punkt, dessen Klarlegung mir am schwersten wird. Ich muß dem nun Folgenden eine Bemerkung voranschicken: Ich unterscheide jetzt scharf in meinen Empfindungen für den Lebenden und für den Toten. In meiner Beurteilung des Lebenden stand ich unter einem starken, ihm feindseligen Einfluß, der meine Gesinnungen und Handlungen ihm gegenüber beherrschte. Von diesem Einfluß losgelöst, habe ich mir jetzt, in meinem Alleinsein, über den Toten ein anderes, milderes, gerechteres Urteil gebildet, das mich zu spät mit Reue erfüllt und schmerzlich erschüttert. Es ist nicht etwa das schlaffe de mortuis nil nisi bene, das mich ihm gegenüber weicher stimmt und mein Handeln vor mir selbst nun noch unbegreiflicher und unverzeihlicher erscheinen läßt. Auf dem Dornenwege der Erkenntnis bin ich vielmehr nach hartem Ringen zu der ehrlichen Überzeugung gelangt, daß das Äußerste, das geschehen ist, doch nur hat geschehen können, weil ich ihm in der Beurteilung seines Charakters das bitterste Unrecht angetan habe. „Die Klage, sie wecket

die Toten nicht auf," und auch dies Geständnis erleichtert nicht die Last, die nun mein Gewissen bedrückt. . . .

Um mich und mein Handeln dir einigermaßen erklärlich zu machen, muß ich den Major in meinem Bericht in der falschen Beleuchtung dir zeigen, in der ich ihn damals erblickte. Ich bitte dich also, betrachte das, was ich dir zu sagen habe, nicht als objektive Wahrheit. Es ist nichts anderes als der Ausdruck meines damaligen, von der Leidenschaft irregeleiteten subjektiven Empfindens. Die Wahrheit, wie sie sich mir darstellte, als jene Leidenschaft, die mich umnebelte und verwirrte, von mir gewichen war, als Kopf und Herz der ernsten Mahnung der Vernunft wieder zugänglich waren — die erkannte Wahrheit werde ich zum Schlusse mit voller Offenheit aussprechen. An gehöriger Stelle: zur Zeit, da sie mir aufdämmerte, sich immer mehr in mir aufhellte und mir schließlich zu lichter Erkenntnis ward.

Aber auch jetzt will ich keinen Versuch machen, mein Verhalten ihm gegenüber in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Wenn ich mich ihm auch so ferne wie möglich gehalten habe, bei unseren unvermeidlichen Begegnungen habe ich mich doch mit äußerstem Widerwillen zu einer Komödie zwingen müssen, die mir furchtbar schwer geworden ist, und deren Unwürdigkeit ich wie einen Dorn im Fleische schmerzhaft empfunden habe.

Da ich aber dem elenden Spiel kein Ende machen

konnte, ohne auf das zu verzichten, auf das ich nicht verzichten konnte, das allein das Leben mir lebenswert machte, suchte ich die Stimme des Gewissens gewaltsam zu ersticken und betäubte mich künstlich, um mir die Wahrheit des Verhältnisses, wie es zwischen uns bestand, so wenig wie möglich klar zu machen. Es soll nichts beschönigen, wenn ich hier der Wahrheit gemäß mitteile, daß mir das verhaßte und verwerfliche Spiel nur deshalb hat gelingen können, weil ich Freundschaft niemals für ihn empfunden und auch niemals für ihn erheuchelt habe.

Ferne sei es mir, daß ich dem Manne, dem ich alles, ja alles — dem ich auch das Leben genommen habe, Beschimpfendes nachrufe. Aber verschweigen darf ich nicht, daß ich mich von Anbeginn unserer Bekanntschaft von ihm abgestoßen fühlte, abgestoßen vornehmlich auch deshalb, weil er mir den Verkehr mit seiner Frau so wenig erschwerte — diesen Verkehr, dessen wachsende, immer unverhohlenere Intimität ihm nach meiner Auffassung kaum hätte entgehen können. Für so blind, daß ihm unser stetes Zusammensein harmlos und statthaft hätte erscheinen dürfen, vermochte ich ihn damals nicht zu halten. Es dünkte mich einfacher, bei ihm eine gewisse lässige Duldsamkeit vorauszusetzen, die meine Antipathie gegen ihn verstärkte, da ein solches laissez faire, wie ich es annahm, mit dem, was er sich, seiner Frau, seinem Ansehen, seinem Stande schuldete, schwer zu vereinbaren war.

13*

Die weit verbreitete Auffassung: der Mann merkt es ja immer zuletzt! war mir zwar wohlbekannt; ich mochte jedoch nicht zugeben, daß dies Wort auch für unseren Fall gelte. Wenn der Major, sagte ich mir, wirklich nicht hörte, was draußen die Spatzen auf den Dächern pfiffen, für das Auffällige, was er täglich daheim vor sich sah, mußte er doch eine Art von Erklärung zu finden suchen!

Die in keiner Weise gehemmte übergemütliche Zwanglosigkeit zwischen der jungen Frau und mir steigerte sich in ihrem leicht erkennbaren Ausdruck bis ins Unglaubhafte. Wir nahmen auf die Dienstboten weit mehr Rücksicht als auf den Mann, der uns nicht zur Ordnung rief, der nicht mit einem verweisenden Worte oder Blicke auch nur andeutete, daß er an der Sache doch auch beteiligt war und berechtigt, ja verpflichtet wäre, sich beleidigende Ungehörigkeiten energisch zu verbitten.

Er schien es aber gar nicht zu bemerken, daß wir ihn ignorierten, daß wir über ihn hinweg sprachen, in seiner Gegenwart Anspielungen auf Vorgänge machten, die ihm unbekannt waren, darüber scherzten und lächelten, uns hänselten, unter Umständen auch zankten und uns an dem durchsichtig kindischen Puppenspiel der Verliebten zwanglos belustigten oder aufregten, ohne von ihm, dem einzigen Zuschauer, Notiz zu nehmen. Er saß ganz gemütlich dabei, trank seinen Rotspon oder selbstgebrauten Grog, las seine Jagdzeitung oder schmökerte und dachte an alles Mögliche, nur nicht an das, was

sich in waghalsigster Unvorsichtigkeit unmittelbar vor seinen Augen abspielte.

Während der ersten Zeit meines Verkehres im Hause des Majors spürte ich eine arge Befangenheit, wenn ich wahrnahm, mit welcher Nonchalance die reizende Toni ihren Mann aus unserer Gemeinsamkeit loslöste und mit ruhiger Selbstverständlichkeit, manchmal in unverkennbarem Übermut, beiseite schob. Ich fühlte schon aus Gründen oberflächlichen gesellschaftlichen Anstandes das Bedürfnis, ihn wieder heranzuziehen. Ich sagte mir: das kann er sich doch nicht gefallen lassen! Aber es wurde mir gar nicht leicht, die Brücke zu schlagen, auf der er zu uns zurückkehren konnte. Die Kindereien seiner kleinen Frau machten ihm keinen Spaß. Daß sie sich dafür einen andern, mich zum Beispiel, aussuchte, war ihm sogar offenbar bequem und deshalb ganz erwünscht.

Denn er war vor allem der Mann der Bequemlichkeit.

Er wollte sich den Kopf nicht heiß machen lassen, wollte sich nicht mit Unannehmlichkeiten herumschlagen und zog es vor, lieber in das mit gutem Wein gern gefüllte Glas zu blicken als die Augen aufzuschlagen, um dann Albernes und Unerwünschtes sehen zu müssen. Er hatte sich mit seiner Ehe, die wohl nie eine rechte Ehe gewesen war, abgefunden und jeden Versuch, die zwar neckisch reizenden, aber doch unerträglichen Unarten seiner bezaubernden kleinen Frau zu bekämpfen und erzieherisch auf sie einzu-

wirken, längst aufgegeben. Er wollte vor allem seine Ruhe haben!

Und diese Ruhe wurde ja durch den Klatsch, der in seiner Gegenwart sich allerdings zu kaum vernehmbarem Pianissimo abschwächte und überhört werden konnte, nicht weiter gestört. Er hatte ein verheiratetes Junggesellenheim mit gutem Keller, guter Küche, gut gelüftetem Schlafzimmer, in dem er, wenn er ermüdet von der Jagd heimkehrte, ungestört ausschlafen konnte. Über die kleine Störung einer ihm angetrauten Frau, mit der er jeden Verkehr längst aufgegeben hatte, hatte er sich mit der Zeit hinweggesetzt, wie über einen chronischen Zustand, der eben nicht zu beseitigen war.

Vom Gedanken einer Scheidung, der ihm oft nahegelegt war, wollte er durchaus nichts wissen; die wäre ihm viel zu geräuschvoll gewesen. Da hätte er ja selber aktiv eingreifen müssen. Da wäre der öffentliche Skandal unausbleiblich gewesen, der Skandal, der voraussichtlich unliebsam in seine Lebensstellung eingegriffen hätte! Er machte sich ja nichts aus seiner Frau, und daß über sie geschwatzt wurde, berührte ihn nicht weiter. Geschwatzt wurde wohl schon seit Jahren. Vielleicht. Er wußte es nicht. Er war vom Gerede persönlich unbehelligt geblieben. Er erfreute sich der allgemeinen Beliebtheit. Weshalb sollte es nicht auf Jahre so weiter gehen? Das genügte ihm. Er hatte sich mit dem Unabänderlichen eben abgefunden. ...

Im übrigen war der Major wirklich ein freundlicher, wohlwollender Mann und überall gern gesehen,

vergnügt und vergnüglich an wohlbesetzter Tafel und bei einem guten Tropfen. Nicht gerade sehr unterhaltend. Denn eigentlich waren es doch nur zwei Gesprächsthemata, die ihn zur Beteiligung heranzogen: der Drill und die Jagd. Über Kommisangelegenheiten und Kasinogeschichten, über Pferde, Hunde und Wild sprach er mit wie einer, der's versteht.

Daß das einer jungen, verführerischen, genußhungrigen Frau nicht genügte, war nicht zu verwundern. Unter den vielen Rätseln, die mir der Verkehr mit der Familie v. Schönebeck aufgab, war die Eheschließung selbst für mich das unlösbarste. Ich habe nie begreifen können, was diese beiden grundverschiedenen Menschen zusammengekuppelt hat. Auch die Jugend und der leichte Sinn der reizenden Frau Toni, die als siebzehnjähriges Kind vom Rittmeister geheiratet wurde, hat mir das Geheimnis nicht enthüllt. Von wirklicher Zuneigung kann bei beiden nie die Rede gewesen sein, von Liebe gar nicht zu reden.

* * *

Als ich nach Allenstein versetzt und von den dämonischen Reizen der schönen Frau in das Unglückshaus verlockt wurde, war das Zusammensein der beiden kaum noch eine Scheinehe zu nennen. In Offizierskreisen vermied man es zwar, von den Schönebecks zu reden; wenn aber die natürliche Frage eines neuen Kömmlings beantwortet werden mußte, so geschah es in einer Weise, die bei allem lächelnden Vorbehalt des

Erzählers doch dem schlimmsten Verdachte des Hörers Tor und Riegel öffnete. Besonders, wenn von der Frau Major die Rede war.

Ich hatte die liebliche junge Frau erst einmal gesehen und gesprochen, als ich solche Bemerkungen hören mußte. Sie empörten mich. „Das verleumderische Basengeschwätz der kleinen Stadt!" sagte ich mir. „Das gemeine Verkennen jugendfroher Leichtlebigkeit, für die diese philiströsen Dutzendmenschen kein Verständnis besitzen!" Wahrhaftig, ich sehnte mich aus unserer Kultur heraus nach der Sonne Afrikas, nach den Wilden, die doch bessere Menschen sind. Am liebsten hätte ich einen dieser „tadellosen Herren" beim Kragen gepackt und ihm meine Auffassungen ins Gesicht geschlagen. Ich durfte mir aber nicht den Ruf eines Raufboldes machen und mußte mir Zurückhaltung auferlegen.

Indessen, gerade weil ich die volle Überzeugung hatte, daß mit diesem vielsagenden Lächeln und diesen aalglatten Andeutungen einer berückend schönen Frau, die mit ihrer kecken Grazie und weltstädtischen Eleganz in diese nüchterne öde Kleinstadt gar nicht hereinpaßte, bitteres Unrecht geschah, glaubte ich den Umgang mit den Schönebecks besonders pflegen zu dürfen — oder um mich wahrer auszudrücken: fühlte ich mich besonders zu ihr hingezogen, der Verleumdeten. Daß es zwischen dem Major und seiner Frau nicht so war, wie es sein sollte, war mir sogleich zur Gewißheit geworden. So hatte ich mir denn auch das böswillige Gezischel um sie herum bald erklären können. Der Mann entrückte

mir ganz und gar. Um ihn hätte ich mich überhaupt nicht mehr gekümmert, wenn nicht ein unwiderstehlicher Drang, mit dem geliebten Weibe zusammen zu sein, mich in das einsame Haus gezogen hätte. Daß dieser Verkehr nach außen hin wie eine Art von Intimität auch mit dem Manne wirken mußte, ist nicht zu verwundern. Davon war in Wahrheit aber nie die Rede.

Der Major wußte auch ganz gut, daß ich mir nichts aus ihm machte. Er gab sich auch niemals die geringste Mühe, sich mit mir auf vertrauteren Fuß zu stellen. Angenehm war ich ihm wahrscheinlich nicht. Aber gewiß auch nicht unangenehmer als andere. Er hatte nichts dagegen einzuwenden, daß ich in die gähnend langweilige Bude etwas Leben brachte, durch meine Gesellschaft die junge Frau, die sich oft in einer geradezu trostlosen Stimmung befand, etwas auffrischte und ihren Unwillen, der sich ihm gegenüber manchmal in ungezogener und lästiger Weise äußerte, verscheuchte.

Daß ihr, der Herrlichen, der Ärmsten, vom böswilligen Gerede schreiendes Unrecht zugefügt wurde, darauf hätte ich meine Hand ins Feuer gelegt. Sie erschien mir als der Inbegriff der holdesten Weiblichkeit, himmlisch sogar in ihren kleinen Unarten und Extravaganzen, bezaubernd in ihrer kecken Frivolität, bewundernswert und großartig in ihrem leichten Sinn, in ihrem Mute, mit dem sie über alle Vorurteile des beschränkten Philistertums strahlend und freudig hinweghüpfte.

Und dieses Weib, für mich das Ideal aller der geheimnisvollen, reizenden Kräfte, die das Weib liebenswert machen, die zartesten und stärksten Empfindungen des Mannes wecken, in der entzückendsten körperlichen Hülle, die unsere Sinne aufpeitscht, diese über alles Geliebte ward mein! Sie hatte sich mir gegeben, fast ohne Widerstand, wie ein mir längst Gehöriges. Wie mich das selig, stolz und dankbar machte — ich will nicht nach Worten suchen, um es zu beschreiben!

Der Besitz der Geliebten machte meinen Glauben an sie felsenfest. Ich wußte, daß es nur der böse Leumund war, der sie schmählich beschimpfte. Sie brauchte mich nicht in ihrer süßen Kindlichkeit zu versichern, daß sie vor mir nie einen Mann geliebt hatte. Ich wußte es. Ich vertraute ihr vollkommen. Und niemals beschlich mich eine eifersüchtige Regung, auch nicht auf die Vergangenheit, nicht auf ihr Eheleben, das mir nach ihrer Schilderung in seiner entsetzlich prosaischen Nüchternheit verständlich genug geworden war. Die Schamröte trat ihr auf die Wangen, wenn sie jetzt, da die Liebe zu mir in ihr erwacht war, die ersten Jahre ihrer gräßlichen Ehe, an die sie kaum noch eine Erinnerung bewahren wollte, sich vergegenwärtigte. Und zugleich war sie empört darüber, wie geringschätzig er sie behandelte. Und ich mit ihr! Obgleich nur auf Grund dieser Geringschätzung des Mannes die Intimität mit der Geliebten möglich geworden war. Ich war so verblendet, so ungerecht, daß ich tiefen Groll gegen ihn fühlte, weil er sie vernach-

lässigte, und machte mir nicht einmal klar, daß ich ihn noch viel mehr hätte hassen müssen, wenn es anders gewesen wäre. Blindlings glaubte ich ihr alles, was sie mir von „ihm" erzählte, den ihren Mann zu nennen sie so viel wie möglich geflissentlich vermied. Und kam das Wort über ihre Lippen, so verzog sie den Mund, als ob sie einen gallenbitteren Geschmack habe. Ihre Abneigung sog ich in mich ein, ihr Widerwille wurde kritiklos der meinige. Wir waren eins in unserem Hassen wie in unserem Lieben.

* * *

Ein Zwischenfall, der mich zunächst etwas aufregte, bestärkte mich schließlich vollends in meinem beglückenden Sicherheitsgefühl.

Im Frühjahr 1907 war Toni die meine geworden. Im Spätherbst desselben Jahres führte mich eine dienstliche Angelegenheit nach Berlin. Da traf ich eines Abends in einer Gesellschaft eine sehr kluge, sehr liebenswürdige Künstlerin, die Trägerin eines berühmten Namens. Von der Wirtin hatte sie erfahren, daß ich in Allenstein stand, und daraufhin den Wunsch geäußert, mich ihr vorstellen zu lassen.

„Ich kenne in Ihrer Garnison eine entzückende junge Dame," sagte sie mir, „mit der ich vor Jahren sehr viel zusammengetroffen bin. Sie hat mich aufs lebhafteste interessiert, und da sie Ihnen sicher nicht unbekannt ist — sie ist die Frau eines Ihrer Kameraden — möchte ich Sie bitten,

mir über Frau Toni v. Schönebeck recht viel zu erzählen."

Die Dame mußte mir wohl anmerken, daß ihre unerwartete Anrede mich etwas aus der Fassung gebracht hatte. Denn sie setzte mit artigem Lächeln hinzu: „Wenn Sie das bezaubernde Geschöpf näher kennen gelernt haben, weiß ich im voraus, was Sie mir ungefähr sagen werden. Unerfreulich wird es wohl nicht ausfallen. Sie werden sich in die Frau Rittmeister, wie sie damals allgemein genannt wurde — inzwischen ist sie ja wohl zur Frau Major avanciert — verliebt haben wie alle Welt."

Mein Protest war gemäßigt und klang gewiß nicht ganz aufrichtig. Ich gab auch ohne weiteres zu, daß Frau v. Schönebeck eine junge Dame sei, die jedem normalen Menschen starke Sympathie einflößen müsse, und der ich in aufrichtiger Verehrung ergeben sei.

„Wie steht es denn jetzt mit ihrer Gesundheit?" fragte mich die Dame weiter.

Und als ich darauf eine ziemlich nichtssagende, eine jedenfalls nicht unbefriedigende Antwort gab, fuhr sie fort: „Also krank ist sie nicht? ... Das freut mich herzlich. Zur Zeit unserer Bekanntschaft war Frau v. Schönebeck manchmal recht leidend. Wir alle machten uns ihretwegen schwere Sorgen, die auch unser Arzt teilte. Wir haben uns nämlich in einem Sanatorium kennen gelernt, das ich wegen meiner nervösen Kopfschmerzen aufgesucht hatte."

„Frau v. Schönebeck war in einem Sanatorium?“ fragte ich erstaunt.

„Ja ... es war in der ersten Zeit ihrer Ehe, etwa ein halbes Jahr vor der Geburt ihres Sohnes.“

Jetzt war mein Interesse an unserm Gespräch das lebhaftere geworden. Gerade von dieser ersten Zeit ihrer Ehe hatte Toni mit mir in offenbarer Absicht recht wenig gesprochen. Ich brannte darauf, gerade darüber Näheres zu erfahren. Die Dame hatte für meine rege Teilnahme das vollste Verständnis und erfüllte meinen Wunsch mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit. Ich merkte ihr an, daß es ihr eine Art von Bedürfnis war, die Erinnerung an ihr Zusammensein mit der reizenden, damals blutjungen Toni wieder wachzurufen, ihre Eindrücke von ehedem aufzufrischen und in einzelnem wohl auch zu korrigieren.

Sie erzählte mir:

„Im Hochsommer des Jahres 1897, also vor etwas mehr als zehn Jahren, hatte ich während der Theaterferien auf Anraten eines befreundeten Arztes die „Villa Schweninger“ aufgesucht, die in Braunfels im Kreise Wetzlar liegt. Sie wurde von einem der erfolgreichsten Schüler Schweningers, dem jetzigen Sanitätsrat Dr. Gerster, geleitet und heißt jetzt ‚Gersters Sanatorium‘. Wir Patienten bildeten eine Art geschlossene Gesellschaft. Mahlzeiten, Spaziergänge, Gartenarbeiten, Unterhaltungen und gelegentliche wissenschaftliche Belehrungen, alles war gemeinsam.

Als ich ankam, war der Mittelpunkt dieser Ge-

sellschaft, die Primadonna, möchte ich sagen, auf die alle stolz waren, ‚die Frau Rittmeister', wie man sie nannte — ein ganz junges, mädchenhaftes Frauchen von 17, höchstens 18 Jahren. Sie war erst seit einigen Monaten verheiratet. Sie machte den Eindruck eines kleinen Mädchens, das sich für sein Alter mit ungewöhnlicher Eleganz kleidete und mit großer Sicherheit auftrat. Eigentlich noch mehr den Eindruck eines wunderhübschen, herzigen Kindes, eines sehr übermütigen, gefallsüchtigen, bestrickend liebenswürdigen, aber mitunter auch ein bißchen unartigen, verzogenen, trotzigen Kindes. Auch hier wurde sie von allen verwöhnt und verhätschelt — jedenfalls von allen Herren und beinahe von allen Damen. Einigen der Damen schien ihr Wesen indessen doch nicht recht zu behagen. Die junge Frau Rittmeister war ihnen zu laut. Sie beobachteten ihr gegenüber eine gewisse Zurückhaltung, und später hörte ich von ihnen manches mißtrauende, ja kritisch abfällige Wort.

‚Was will die hier?' fragte ich mich, ‚diese lebensprühende Mamsell Übermut in dieser unfrohen Kolonie nervöser Menschen? Weshalb hat diese reizende Person auf ihr junges Eheglück zu verzichten?'

Die Antwort, die ich auf diese Frage erhielt, bereitete mir eine doppelte Überraschung. Dies unfertige Kind, das um uns herum tollte, sah Mutterfreuden entgegen, und der Arzt hatte ihre völlige Loslösung von der ehelichen Gemeinsamkeit und allen kleinen Sorgen eines unruhigen Haushaltes für geboten er-

achtet. Denn der Herr Rittmeister, den keiner näher kannte, gegen den aber im Kreise der Patienten eine merkliche, wahrscheinlich nicht begründete Abneigung bestand — man hatte ihm den Ruf gemacht, ich weiß nicht, mit welchem Rechte, oberflächlich und derb zu sein und wenig geeignet zum Erzieher dieses der Leitung doch sehr bedürftigen Kindes — der gemütliche Mann galt als großer Freund der Geselligkeit im eigenen Hause, in dem viele seiner Kameraden fast täglich verkehrten, und das gewissermaßen eine Dependance des provinzialen Offizierskasino geworden war. Der Zustand des jungen, unentwickelten Geschöpfes aber, von dem ich mir kaum vorstellen konnte, daß es schon eine Frau sein könne, und für dessen Leben ich geradezu fürchtete, als ich erfuhr, daß sie etwa in einem halben Jahre Mutter werden solle, erheischte überhaupt, und jetzt ganz besonders, Ruhe und eine regelmäßige, einfache Lebensweise. Denn sie war wirklich krank, die kleine Frau! Und das war die zweite peinliche Überraschung, die mir bereitet wurde. Krank trotz ihrer quirlenden Lebhaftigkeit, ihrer lustigen Augen, ihres lauten Lachens, und sogar recht bedenklich krank, unzweifelhaft stark hysterisch veranlagt, wie Dr. Gerster bekundete, zerfahren und willensschwach, oder vielmehr willensverkehrt, von einem falschen Willen, wenn er sich ihrer einmal bemächtigt hatte, tyrannisch geleitet und dann mit störrischem Eigensinn und seltsamer Verschlagenheit darauf erpicht, das Unsinnige durchzusetzen.

Dr. Gerster glaubte, daß außer der ihr verordneten rationellen Lebensweise: der nahrhaften, einfachen Verpflegung, möglichst langem Aufenthalt in frischer Luft, größeren Spaziergängen, gelinden körperlichen Übungen, wie Gartenarbeiten und dergleichen, harmlosen geselligen Zerstreuungen, frühem Zubettgehen und frühem Aufstehen, dem Leiden der jungen Frau noch mit stärkeren Mitteln beizukommen sei: vielleicht mit Hypnose.

Dabei zeigte sich nun, daß die Frau Rittmeister der hypnotischen Einwirkung in kaum glaublicher Weise zugänglich war, völlig von der Wirklichkeit abgelöst werden konnte und auch zeitlich weit über das Maß des Gewöhnlichen hinaus unter dem Banne der ihr im Zustande der Beherrschung ihres Willens durch einen anderen suggerierten Anschauungen und Empfindungen verharrte.

Widerstrebend — denn vor allem mir Unbegreiflichen habe ich eine unüberwindliche Scheu — folgte ich der Einladung unseres Arztes und wohnte einmal einer solchen Sitzung bei. Damals war die hypnotische Heilmethode sehr im Schwange. Ich habe mein Mißtrauen dagegen niemals überwinden können. Ich würde auch jetzt unter keiner Bedingung meine Zustimmung dazu geben, daß ein menschliches Wesen, das mir lieb ist, hypnotisiert wird. Aber das mag eine laienhafte und beschränkte Auffassung sein.

Unser Doktor war ein lieber, ernster, erfahrener und tüchtiger Mann. Er meinte, nach ihrem verkehrten

Willen dürfe sie nicht leben. Der Wille eines andern, ein besserer Wille, müsse ihr aufgezwungen und dieser ihr sozusagen eingeimpfte Wille so verstärkt werden, daß er allmählich in ihr zum herrschenden würde und ihre Handlungen bestimme. Ich widersprach nicht, aber ich war auch nicht überzeugt. Und die Sitzung, der ich beiwohnte, bestärkte mich nur noch in meiner Abneigung.

Das Experiment fand in einer Gartenlaube statt; der hypnotisierende Arzt sagte, er werde ihr suggerieren: einer der Kurgäste, ein Offizier, der sich der Frau Rittmeister besonders angeschlossen hatte, habe eine große Beule auf der Nase. Der Herr, der inzwischen im Garten spazieren gegangen war, gesellte sich auf den Ruf des Arztes zu uns.

Sobald Frau v. Schönebeck ihn erblickte, brach sie in ein furchtbares Gelächter aus, das gar nicht aufhören wollte. Sie konnte sich über die komische ‚falsche Nase' nicht beruhigen. Wir alle waren ganz außer uns, wie Frau v. Schönebeck noch lange, lange nach dem Erwachen in dem ihr aufgezwungenen Irrwahn beharrte und bis zur Erschöpfung lachte und lachte. Mir war diese in schrecklicher Ausgelassenheit sich äußernde Nervenüberreizung so unheimlich und die liebliche Patientin tat mir so leid, daß ich es nicht mehr mitansehen konnte.

Unheimlich — das war der Eindruck, der sich in mir festgesetzt hatte, und den ich nicht mehr los geworden bin: ein verzogenes, unheimlich reizvolles, unheimlich lebenshungriges Wesen. Dieser Eindruck war

aber gedämpft und verschleiert durch ihre rührende Kindlichkeit, ihre Jugend, Anmut und ihr lustiges, putziges, niedlich-schlaues und immer erregtes Gebaren, durch ihre begeisterte Freude an allem, was ihr gefiel. Ihre Kindlichkeit war es ganz besonders, die mich an sie zog, und ich unterlag dem Zauber, den sie auf ihre Umgebung ausübte, so vollkommen, wie die andern. Sie fesselte mich ungewöhnlich, wenn ich auch gestehen muß, daß ich eigentlich ein innigeres Verhältnis zu ihr nicht habe finden können. Sie ging mir doch mehr auf die Sinne und Nerven, als aufs Gemüt. Und wenn sie mir in ihrer vertraulichen Mitteilsamkeit gelegentlich erzählte, daß sie eine wenig erfreuliche Kinderstube gehabt, mit ihrer Stiefmutter sich nie recht habe verständigen können und mit allen ihren Erzieherinnen im steten Kampfe gewesen sei, so war es doch nicht die rechte innige Teilnahme, die sie mir einflößte. Ich konnte ihre Freundlichkeit nicht ehrlich erwidern. Das krankhafte Umschlagen ihrer Stimmung von lärmendem Übermut zu tief schwermütigem Mißbehagen machte mich mehr ungeduldig und nervös, als daß es wirkliches Mitgefühl in mir erweckt hätte. Und fühlte ich mich in einem weicheren Augenblicke zu ihr hingezogen, so wurde ich bald wieder durch eine mich verletzende, ungehörige Äußerung, die wie unbewußt über ihre lächelnden Lippen kam, von ihr abgestoßen.

Ich wurde die Empfindung nicht los: ein Strindbergsches Geschöpf. Manchmal erinnerte sie mich auch lebhaft an die Isa in der ‚Affäre Clemenceau', wie

sie in der eindrucksvollen Darstellung der Lilli Petri mir vor Augen stand, manchmal auch an die Lulu mit ihrer naiven Zerstörungsfreude in Frank Wedekinds ‚Erdgeist‘. Ein sonderbar interessantes, sonderbar veranlagtes, entgleistes Kind, von Hause aus gewiß nicht schlecht, aber durch krankhafte Regungen vom geraden Wege abgedrängt und, einmal in der Irre, wie von einer lächelnden moral insanity umfangen, zu allen Unarten freudig bereit — ein gefährliches, kleines Ding, das auch vor schlimmerem nicht zurückschrecken würde.

Daß diese junge Frau eine zehnjährige Ehe ertragen würde, noch dazu mit einem Manne, wie er hier geschildert wurde, hätte ich nie geglaubt. Wahrscheinlich hat die Mutterschaft eine wunderbare Wandlung in ihr hervorgerufen, und ich sehe jetzt ein, daß ich ihr und ihrem Manne gewiß in Gedanken manches Unrecht angetan und ihnen doch manches abzubitten habe.“

III

Der Entschluß

Das war es, was die Künstlerin in der Berliner Gesellschaft von der jungen Frau Toni mir erzählte. Es wirkte stärker auf mich, als ich es durch eine Miene verriet. Es ging mir beständig durch den Kopf. Der Gedanke an krankhafte Hysterie, an der Toni zu leiden habe, hatte sich auch mir mitunter aufdrängen wollen; ich hatte ihn indessen immer weit von mir gewiesen.

14*

Von einer kranken Geliebten wollte ich nichts wissen. Nervös war sie — aber um das zu verstehen, brauchte ich nicht gleich an das Schlimmste zu denken, an eine tückische, schleichende Krankheit. Das Offenbare: ihr eheliches Leben war für mich eine völlig genügende Erklärung. Ich wurde wohl nachdenklicher gestimmt, aber ernstlicher beunruhigt war ich nicht.

Nicht eine Stunde länger, als durch den Dienst geboten, duldete es mich in Berlin. Überall und beständig hatte sie mir gefehlt. Ihre lieben, zärtlichen Briefe waren doch nur ein kümmerlicher Ersatz für das, was ich zu entbehren hatte. Ich sehnte mich stürmisch nach ihr. Und beim Gedanken des Wiedersehens klopfte mir das Herz, als wolle es mir die Brust zersprengen.

Sie hatte mir geschrieben, daß er auf der Jagd sei und daß sie mich erwarte. Unser erstes Wiedersehen nach unserer ersten Trennung war also ungestört. Wir begrüßten uns ungestüm, als ob wir uns seit Jahren nicht in die Arme geschlossen hätten. Trotzdem machte es auf mich den Eindruck, als ob in ihrer überströmenden Zärtlichkeit so etwas wie eine gewisse Befangenheit im Hinterhalte lag. Ich mußte lächeln über die von ihr verlangte genaue und vollständige Berichterstattung. Nicht eine Stunde meines Berliner Aufenthaltes sollte ich ihr unterschlagen.

„Du hast gewiß gehörig gebummelt?“ fragte sie mit eigentümlichem Lächeln. „Ich möchte wetten, du warst mit guten Kameraden in den Bars und Gott

weiß, wo sonst noch, wo man mit hübschen Damen zusammentrifft — in der Arkadia und wie die Lokale alle heißen."

Ich gab mir wirklich nicht die Mühe, auf diese törichten, übermütigen Fragen ernsthaft zu antworten. Aber verheimlichen konnte ich ihr nicht und wollte ich auch nicht, daß ich in guter Gesellschaft mit der Künstlerin, einer ihrer alten Bekannten aus Braunfels, zusammengetroffen war. Es schien ihr Freude zu bereiten und sie zu beruhigen, als ich ihr sagte, daß ich viel Liebes und Interessantes über sie gehört habe. Sie setzte indessen gleich in einem merkwürdigen Tone hinzu:

„Hat man denn gar keine unnützen Bemerkungen über mich gemacht?"

„Wie kommst du darauf?" fragte ich erstaunt.

„Mein Gott, ich habe in der Beziehung schon so merkwürdige Erfahrungen gemacht. Was man über mich für Albernes und Abscheuliches zusammengeschwatzt hat, ist geradezu haarsträubend. Und es wundert mich immer, wenn ich höre, daß man hinter meinem Rücken über mich gesprochen hat, ohne mir alle Federn auszurupfen."

„Nun, über die Nachrede bei der Dame, die ich kennen gelernt habe, brauchst du dich wirklich nicht zu ärgern. Manches an dir hat ihr zwar nicht übermäßig gefallen, aber sie hat sich jeder häßlichen Kritik enthalten. Und ihre bedingte Billigung darauf begründet, daß sie dich doch wohl nicht genau genug

kenne, dich nicht vollkommen genug verstehe und dir gewiß mancherlei abzubitten habe."

„Das freut mich. Ja, die Dame ist eine wirklich vornehme Natur. ... Und mit anderen hast du nicht über mich geschwatzt?"

„Wie sollte ich dazu kommen?"

„Ich meinte nur ... so ganz zufällig, gelegentlich, wie es eben manchmal kommt. Dann hättest du am Ende Mordgeschichten zu hören bekommen. Ich hatte mir schon Vorwürfe gemacht, daß ich dich — für alle Fälle — nicht vorbereitet hatte."

„Vorbereitet? ... Ja, worauf denn?"

„Mir ist zu Ohren gekommen, daß man in gewissen Kreisen der Berliner Lebewelt über mich die unerhörtesten Klatschereien herumgetragen hat. Ich solle mich geradezu wie eine Entsprungene der öffentlichen Ballsäle mit allen möglichen Individuen in unzweideutig schlechtester Gesellschaft und in berüchtigten Lokalen herumgetrieben und meine Wohnung im Zentralhotel gewissermaßen zu einem Absteigequartier für Vergnügungssüchtige dieser Sorte von Menschen gemacht haben."

„Aber, wie ist denn das möglich?"

„Ich kann es mir nicht anders erklären, als daß irgend so ein Frauenzimmer, eine Hochstaplerin oder so etwas, meinen Namen mißbraucht hat und als Frau v. Schönebeck ihrem sauberen Gewerbe nachgegangen ist. Ich habe sogar schon den Schutz der Polizei anrufen wollen. ..."

„Das hättest du nur tun sollen!“

„Es war unmöglich.“ Mit starker Bitterkeit fuhr sie fort: „Mein Mann hätte da für mich eintreten müssen, und das hätte ich nie durchgesetzt. Das ist ja das Unglück meines Lebens: ich bin eine verheiratete Frau und habe keinen Mann. In ihm habe ich nicht den geringsten Schutz und von einem andern darf ich keinen Schutz erbitten.... Ja, wenn du mir zur Seite stehen könntest! ... Aber das ist unmöglich! Alles ist unmöglich, solange dieser Mensch allein dazu berufen ist, meine Ehre zu wahren! Er zerstört mein Leben — unser Glück! Es ist zum Verzweifeln! ...“

Ihre Augen wurden feucht. Sie sah mich mit einem Blicke kindlicher Hilflosigkeit und rührendster Zärtlichkeit an, der mir durch und durch ging. Sie lehnte sich an mich und flüsterte:

„Wie glücklich würden wir sein, wenn wir unser Einssein vor aller Welt frei und offen gestehen könnten. Du würdest der Verleumdung das Lästermaul stopfen! Du würdest nicht dulden, daß man mich ungestraft beschimpft. Denn du liebst mich! Du bist gut! Du bist tapfer! Du! ... Du!“

Sie barg ihren schönen Kopf an meiner Brust und schluchzte. ...

Die Tür öffnete sich. Der Major trat ein. Er stutzte, als er uns in der verfänglichen Situation erblickte.

Ich war auf alles vorbereitet und zuckte nicht mit den Wimpern.

Mit einer Selbstbeherrschung, die meine Bewunderung erregte, wandte Toni dem Eintretenden langsam den Kopf zu, ohne ihn von meiner Brust zu entfernen.

„Ich bin wieder leidend," sagte sie mit schwacher Stimme, aber unbegreiflicher Ruhe. „Hätte mich der gute Goeben nicht aufgefangen und gestützt, so würdest du hier eine Ohnmächtige am Boden gefunden haben ... Du kommst übrigens früher, als ich dich erwartet hatte," setzte sie langsam hinzu, während sie gelassen auf den nächsten Sessel zuschritt und sich darauf niederließ.

Sie sagte das mit einer solchen glaubhaften Einfachheit, daß ich mir im ersten Augenblicke wirklich selbst darüber nicht mehr im klaren war, was Toni in meine Arme getrieben hatte; sie hatte es mir zwar nicht verraten, aber es war ja denkbar, daß sie einer Ohnmacht nahe gewesen war.

Ich wunderte mich nicht darüber, daß dem Major die ihm gegebene Aufklärung des Ungewöhnlichen ganz plausibel erschien. Er reichte mir auch unbefangen die Hand zum Willkomm und sagte mir einige banale Worte höflicher Begrüßung. Darauf wandte er sich zu seiner Frau und beantwortete ihre Frage:

„Ja, ich komme früher, als ich dachte. ... Ich habe Verdruß gehabt. Hektor ist krank. Als ich ihn abhalste, merkte ich schon, daß etwas nicht in Ordnung war. Er schüttelte die Behänge wie verrückt. ... Er hatte offenbar den besten Willen, und während der

ersten Stunden ging's noch so leidlich. Aber dann versagte er vollkommen. Er legte sich vor mich hin, winselte und schüttelte, und als ich beim Untersuchen sein Ohr berührte, schrie er jämmerlich auf. Ich fürchte, er hat ein Geschwür im Ohr oder eine Entzündung. Ich will mit ihm jetzt zum Tierarzt. ... Ihr entschuldigt mich wohl? ..." Und, sich an mich wendend, fügte er hinzu: „Ich hoffe, Sie bei meiner Rückkehr noch zu finden!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

* * *

Kaum hatte der Major den Rücken gewandt, so vollzog sich sichtbar in Toni eine geradezu erschreckliche Wandlung. Aus dem bittenden Kinde war eine Megäre, eine Mänade geworden. Ihre Augen blitzten, ihre Nasenflügel bebten, ihre Lippen zuckten. Und wie in einem Anfall von Tobsucht sprang sie zur Tür, durch die der Major gegangen war, spie aus und keuchte mit rauher Stimme: „Pfui! Pfui! Pfui!"

Als ich, um sie zu beruhigen, an sie herantrat, klammerte sie sich an mich und preßte mich an ihre wogende Brust mit einer solchen Gewalt, daß mir der Atem schier verging.

„Befreie mich von diesem gräßlichen Menschen!" schrie sie mit dem Ausdruck erschütternden Schmerzes, wie eine Gemarterte auf der Folterbank.

Und in ihrer fiebernden Wut entfaltete sie nun eine Beredsamkeit glühender Verzweiflung, fand Aus-

drücke wildesten Hasses, Akzente finsterer Entschlossenheit von einer Kraft, die ich nicht wiederzugeben vermag.

„Hätte er mich eben halbtot geschlagen," keuchte sie fassungslos, „hätte er mit seiner Jagdflinte auf dich angelegt, dich niedergeschossen — ich wäre vielleicht verrückt geworden, aber ich hätte es verzeihen können. Daß er es aber ruhig mit ansieht, wie seine Frau in den Armen eines anderen liegt, daß er sich von einer handgreiflichen Lüge beschwindeln läßt — das vergebe ich ihm nie!"

Ich wollte ein Wort einwerfen. Da schrie sie, ohne mich zu hören, mit rauher, bebender Stimme: „Macht es ihm nichts aus, eine Dirne zur Frau zu haben, so soll er sie haben! Will er neben einer Ehrvergessenen weiter vegetieren und in seiner Ehe fünf gerade sein lassen, wenn er nur seine Hühner, Hasen und Böcke abschießen kann — das Vergnügen will ich ihm nicht stören! Aber der Herr Major soll bald ausgespielt haben! Den Heuchler dulde ich nicht mehr an meiner Seite. Das schwöre ich dir!"

Sie war außer sich. Wie sie so vor mir stand, jetzt hochaufgerichtet, schien es mir, als sei sie gewachsen, als habe ihre Brust sich gebreitet, der Klang ihrer Stimme sich verstärkt. All meine Mühe, sie zu beruhigen, war vergeblich. Sie war besinnungslos in ihrer Raserei, unzugänglich jedem mäßigenden Einwande.

„Er hat dir wahrscheinlich geglaubt und sich nichts Böses gedacht. Ich selbst ..."

Sie drückte ihre eiskalte Hand auf meine Lippen. „Ich bitte dich," flehte sie, „ich beschwöre dich, kein Wort weiter! Enttäusche du mich nicht auch noch, sonst ist's gleich aus mit mir! ... Wenn du mich je geliebt hast, jetzt halte zu mir! Bleibe mir treu! Sei du mein einziger Freund in der Not!"

Sie warf sich an meine Brust und schloß mir den Mund mit einem langen, leidenschaftlichen Kusse.

„Ohne dich könnte ich ja nicht weiterleben. Ich habe ja keine andere Rettung als dich!" röchelte sie mir zu, ohne ihre Lippen von den meinigen zu lösen. Dann trat sie etwas zurück, warf den Kopf in den Nacken und sprach halb vor sich hin:

„Du wirst und mußt mich mit jämmerlichen Halbheiten verschonen. Nur um des Himmels willen keine Moralpredigt! Ich mag davon nichts hören. Ich vertrage sie nicht. Zwischen ihm und mir ist jede Brücke abgebrochen. Jetzt heißt es: er oder ich! Du hast die Wahl! Entscheide!"

Ich war so erregt, daß mir die Stimme versagte. Sie trat wieder an mich heran und sagte langsamer, aber mit einer schaudererregenden Festigkeit: „In dieser gräßlichen Lüge zu dritt kann ich nicht mehr atmen. Da gehe ich zugrunde. Körperlich und seelisch. Mußt du ihn schonen, so richtest du mich. Das ist bei Gott keine leere Drohung einer Exaltierten. Ich spreche nur zum erstenmal aus, was während der langen, schrecklichen Jahre in mir zum unerschütterlichen Entschluß gereift ist, und was ich bis zu dieser Stunde mir selbst

zu gestehen nicht gewagt habe. Nun hast du es gehört: er oder ich! ... Ich halte mein Wort."

Von ihrer Hilflosigkeit und Verzweiflung erschüttert, sagte ich halblaut vor mich hin: „Was soll ich denn tun?"

„Was du tun sollst?" wiederholte sie schleppend mit unheimlich lauerndem Ausdruck und bitterem Lächeln.

Da raffte ich mich auf und sagte mit ruhiger Bestimmtheit:

„Also gut! Er soll mir vor die Pistole! ... Ein Vorwand wird sich schon finden lassen."

Sie lachte wild auf.

„Ein Duell?" rief sie, „bist du von Sinnen? Dein Leben einsetzen gegen das seine? Mein Leben vom unberechenbaren Ausgange eines Zweikampfes abhängig machen? Die Möglichkeit gelten lassen, dich, meinen Einzigen, meine Liebe, meine Rettung, meinen Schutz, mein Glück zu verlieren und ihm ausgeliefert zu werden, meinem Haß, meiner Verachtung, meinem unsagbaren Elend? ... Bist du von Sinnen?"

„Ja, aber was soll ich denn tun?" fragte ich nun mit lauter Eindringlichkeit, „was kann ich für dich tun?"

„Niederknallen sollst du ihn!" schrie sie. „Niederknallen, den Zerstörer unseres Glücks, meinen Peiniger, wie einen bissigen, tollen Köter."

Ich fuhr erschrocken auf und wich unwillkürlich zurück. Wie betäubt blickte ich auf das zarte Geschöpf,

das in seiner Raserei und Kindlichkeit mir schauerlich schön und rührend zugleich erschien.

Es herrschte langes Schweigen. Nur ihre stockenden Atemzüge, von einem rauhen, leise raschelnden Geräusch begleitet, waren vernehmbar. Aus ihren großen, dunklen, grauen Augen, die tränenfeucht schimmerten, sah sie mich fest an. Ich konnte den bösen Blick aus diesen kindlichen Augen nicht ertragen und senkte die Lider. Unwillkürlich schossen mir die Worte Stauffachers durch den Kopf:

> Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
> Weckst du mir in der stillen Brust!

Und im pfeilschnellen Fluge der Gedanken legte ich mir die Frage vor, ob nicht auch die Fortsetzung dieser Worte für mich zutreffend wäre:

> Und was ich mir zu denken still verbot,
> Du sprichst's mit leichter Zunge kecklich aus!

Ja, ich mußte mir gestehen, daß während dieser letzten, furchtbaren Minuten auch in mir der ungeheuerliche Gedanke, dem sie in wilder Offenheit Ausdruck gegeben hatte, wie ein drohendes Gespenst vor meinen erhitzten Sinnen aufgestiegen war. Freilich nur auf den unberechenbaren Bruchteil einer Sekunde — so jäh, so unerwartet, so blitzartig, daß ich des schrecklichen Gesichts kaum gewahr geworden war, daß ich erst jetzt durch den elementaren, vulkanischen Ausbruch der seit Jahren gedämpften, nun nicht mehr zu bändi-

genden Wut der an allen Gliedern Bebenden das Bewußtsein des Geschauten erlangte.

Sie richtete noch immer ihren Blick unverwandt und starr auf mich, die entscheidende Antwort heischend. Es war mir ganz klar, daß es sich jetzt um eine Entscheidung über ihr Sein oder Nichtsein handelte.

Ich konnte die Antwort noch immer nicht finden. Ich hatte nicht den Mut zur Bejahung, deren Folgen ich mir in diesem Augenblick wenigstens noch einigermaßen zu vergegenwärtigen wußte. Ich hatte aber auch nicht den Mut zur Verneinung, die mich — das wußte ich — auf ewig von der Geliebten losreißen würde, von der ich nicht lassen konnte.

Sie wartete, schwieg und blickte mich an. Langsam näherte sie ihren Kopf dem meinigen. Ich fühlte den heißen Atem aus ihrem fiebernden Munde auf meinen Wangen. ...

Da hob sich wie willenlos meine Rechte und streckte sich ihr entgegen. ...

Nun war's geschehen. ...

Jauchzend schrie sie auf, umschlang mich und drückte ihre brennenden Lippen so fest auf die meinigen, daß es mich schmerzte.

„Ich wußte es — wußte es!“ hauchte sie mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Seligkeit mir in den Mund. „Jetzt weiß ich, daß du mich liebst. ... Nun ist alles gut!“

Nicht das leiseste Wehen einer unbehaglichen Ge-

wissensregung durchzog ihr Gemüt. Sie war vollkommen und unbefangen glücklich.

Quid enim Venus ebria curat?

Um was kümmert sich ein Weib im Liebesrausche?

Und nun lächelte sie wieder wie ein Kind, dem man sein Spielzeug wiedergegeben hat, völlig sorglos, und streichelte mir die Wangen und liebkoste mich und ließ alle sinnbetörenden Schmeicheltöne ihrer holden Weiblichkeit erklingen, so sirenenhaft hinreißend, daß ich die Empfindung hatte: sie wird doch wohl recht haben. Sie muß recht haben! So einfältig glücklich, so lauter und strahlend kann die Schuld nicht sein.

Ich hatte kaum die Sprache wiedergefunden. Sie aber schwatzte entzückender denn je. Über die „Sache" wie sie mir das abgerungene Versprechen zu unserem gemeinsam gewordenen Vorhaben nannte, huschte sie in leichtem Geplauder wie über eine feste Abmachung hinweg, an der nicht mehr zu rütteln war. Sie berauschte sich und mich an der Vorspiegelung der sonnigen Zukunft, der wir nun entgegensahen, und die bald zu goldiger Gegenwart werden sollte — „wenn wir erst allein sind!"

Wie himmlisch würde es werden, wenn wir das unwürdige Versteckspiel aufgeben würden und unser Glück nicht mehr wie eine garstige Heimlichkeit zu verbergen brauchten! Wenn wir so recht stolz und froh unser Leben genießen dürften!

Was die dummen Leute hinter uns her sagen würden — später, viel später, erst wenn die Welt durch

die Öffentlichkeit unseres Bundes an uns Lebende wieder erinnert werden sollte; an den andern, der dann nicht mehr war, würde bald kein Mensch mehr denken — was da getratscht und geklatscht werden würde, das sollte uns wenig kümmern!

„Wir würden es nicht hören. Wir brauchen von keinem Menschen mehr etwas zu hören, wenn wir uns nur haben. Und ich — ich gehe mit dir, wohin du willst — zu den Türken und Bulgaren in Mazedonien oder zu deinen Boers und Kaffern in Afrika. Wohin du willst! Mir ist alles eins! ..."

Als wir unten die Tür gehen hörten, erhob ich mich und griff nach meiner Mütze.

„Ich mag ihn heute nicht mehr sehen!" sagte ich.

„Das verstehe ich!" erwiderte sie. „Geh' nur! ..." setzte sie seufzend hinzu. „Ach, was gäbe ich darum, wenn wir heute zusammenbleiben könnten! Oder wenn du wiederkommen könntest! ... Wäre es auch zu noch so später Stunde. ... Ich würde dich erwarten und dir den Schlüssel zuwerfen. Aber, nein, nein, das geht nicht! Ich sehe es ein, daß es gerade heute unmöglich ist. ... Denn, wenn etwas geschehen sollte, heute, gerade am Tage deiner Rückkehr ... es wäre unverantwortlich leichtsinnig! ... Nein, ich sehe es ein: heut nicht! ... Aber ich werde ihn heut auch nicht mehr sehen. Ich schließe mich ein in mein Schlafzimmer. Ich bin ja krank. Er hat ja selbst gesehen, wie krank ich bin." Sie lachte übermütig auf. „Krank? Ich habe mich in meinem Leben nicht gesunder gefühlt.

Für dies Haus aber bin ich wirklich krank. Er mag sich in seinem Kasino die Zeit vertreiben, wie es ihm beliebt. Lebe wohl! Denk an mich! Ich denke an dich, nur an dich! ..."

Sie umarmte und küßte mich. Als sich die Tür des einsamen Hauses hinter mir geschlossen hatte, war es mir angenehm, daß ich ihm nicht mehr begegnet war.

IV

Die Tat

Während der Nacht schloß ich kein Auge. Meine Erregung äußerte sich eigentlich nur in vollkommener Benommenheit. In meinem Schädel wirbelte eine unbeschreibliche Wirrnis. Es war mir unmöglich, einen Gedanken zu fassen und festzuhalten. Das Essen, das ich mir von meinem Burschen auf mein Zimmer hatte kommen lassen, ließ ich fast unberührt stehen. Unausgesetzt — ich weiß nicht, wie lange — durchmaß ich meine beiden Zimmer, blieb manchmal am Fenster stehen, blickte durch die Scheiben in die herbstgraue Dämmerung des freudlosen Städtchens und mußte mir später die Frage des Burschen wiederholen lassen: ob er das Essen abtragen dürfe und die Lampe bringen solle?

Um wahr zu sein, muß ich bekennen, daß das Furchtbare unserer Verabredung meinem Bewußtsein mehr und mehr entschwand. Ob der Gedanke, daß Menschenblut fließen solle — fließen von meiner Hand — in seiner Schauerlichkeit mich weniger erschreckte,

weil ich bereits mit ruhigem Gewissen, ja mit Freudigkeit und Stolz, Menschenleben vernichtet hatte, — Menschen getötet, die mir nie etwas zuleide getan hatten? — Den Menschen aber, dem ich jetzt mit der Mordwaffe gegenübertreten sollte, hatte man mich als den Zerstörer des Lebensglückes eines geliebten Wesens hassen gelehrt. Ich kann mir nicht mehr genaue Rechenschaft ablegen von dem, was mein Inneres durchwogte. Den Schauder vor dem verabscheuungswürdigen Verbrechen, mit dem ich mich vertraut machen sollte, glaube ich von nun an kaum noch empfunden zu haben.

Die unerschütterliche Festigkeit ihres Entschlusses hatte mich schnell zum Ungeheuren gewöhnt. Ihr herrlicher Zorn, ihr glühender Haß und ihre überströmende Liebe müssen wohl alle Schranken weggerissen haben, die sich gewiß in mir aufgetürmt haben mochten. Es erschien mir jetzt ganz natürlich, daß es geschehen mußte. Sie hatte es gewollt, und was sie wollte, konnte nicht schlecht sein.

Aus dem Umstande, daß ich der Tat, auf die ich mich nun vorzubereiten hatte, ihre wahre Bedeutung beizulegen nicht vermochte, mag es zu erklären sein, daß ich alle gebotene Vorsicht außer acht ließ und mir eigentlich gar keine Mühe gab, den Verdacht von mir, als dem mutmaßlichen Täter abzulenken. Weder in dieser ersten Nacht noch während der folgenden, an Aufregungen überreichen Tage, noch in der Zeit unmittelbar vor, während und nach der Tat, befiel mich die Angst vor der Erwägung, daß der Plan scheitern,

daß ich mein Ziel verfehlen konnte, daß, wenn es vollbracht, die Spuren auf uns als die Anstifterin und den Urheber des Verbrechens führen würden.

Wie leicht wäre es gewesen, diese Spuren zu verwischen! Ich hätte ja nur Toni dahin zu instruieren brauchen, daß sie in unbedingter Passivität verharren, gewissermaßen nur als Statistin, soweit ich sie in der gräßlichen Komödie brauchen würde, ihre Beteiligung zugestehen solle. Ich hätte bloß die frevelhaft leichtsinnige Kinderei, mir in dem kleinen schwatzsüchtigen Neste eine Larve zu kaufen, und den unbegreiflich törichten, schriftlichen Verkehr mit der Frau des Ermordeten in den Tagen der höchsten Krisis zu unterdrücken brauchen. Dann hätte es auch nicht das geringste Beweisstück gegeben, das als unanfechtbar belastendes Indizium die Spuren auf uns als die Schuldigen gelenkt hätte.

Verdächtigende Mutmaßungen hätte ich mit einem Hauche weggeblasen.

Eines wäre allerdings geboten gewesen: das Eingeständnis meiner strafbaren Beziehungen zu Frau von Schönebeck. Dazu hätte sie sich unter den gegebenen Verhältnissen ohne weiteres bereit erklärt. Ich würde auch nicht geleugnet haben, daß ich den Major erschossen habe.

Gewiß war eine solche Beschuldigung nicht leicht. Aber welches Gewicht konnte sie haben, wenn auf die andere Schale der Wage der überführte Mord mit der überführten Anstiftung zum Morde geworfen werden konnte? Hier Ehebruch mit blutigem Ausgang, der

15*

zwar für die Frau die gesellschaftliche Achtung zur Folge haben mußte, für mich das Ausscheiden aus meinem bisherigen Wirkungskreise, vielleicht auch eine Strafe; für uns beide dann aber die Möglichkeit, der Verurteilung der Gesellschaft, die wohl auch mildernde Umstände gelten lassen würde, uns später durch Auswanderung zu entziehen, und schließlich die Aussicht auf die ersehnte Wiedervereinigung. Hier allerdings ein schwerer Kampf mit schweren Opfern, aber doch nach allen härtesten Prüfungen die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit des erträumten Erfolges; dort der Tod für die eine und den andern. Unentrinnbare Schmach, Trennung auf ewig.

Und eine rettende Notlüge wäre wirklich nicht schwer gewesen und würde selbst auf die Voreingenommenheit wie lautere Wahrheit gewirkt haben.

Wie würden wohl die Richter geurteilt haben, wenn ich von der Anklagebank mich erhoben und ruhig ein Geständnis etwa in der nachstehenden Form abgelegt hätte?

Wenn ich gesagt hätte: „Ich habe mich in Frau von Schönebeck verliebt, und meine Gefühle wurden erwidert. Kein böses Wort soll über meine Lippen kommen über den Mann, der von meiner Hand gefallen ist. Das Unglück ist geschehen, ich habe es nicht gewollt. Daß ich an eine derartige gewaltsame und blutige Lösung nie habe denken können, wird man mir glauben müssen, wenn man an meinem Verstande nicht zweifelt. Solange ich bei Sinnen war, mußte ich mir

doch sagen, daß ich nicht über eine Leiche hinwegschreiten dürfe, um zum Besitze des geliebten Wesens zu gelangen, daß ein solches Verbrechen uns vielmehr auf ewig voneinander reißen würde! Denn in diesem Falle hätte es sich ja nur um einen kühl vorbereiteten und überlegten Mord handeln können. Eine Tötung in leidenschaftlicher Aufwallung, im Jähzorn, der das Bewußtsein und die Strafbarkeit mindert, war ausgeschlossen. Wenn ich mit dem Herrn Major v. Schönebeck auch nicht befreundet war, auch niemals Freundschaftsgefühle für ihn geheuchelt habe, und ebensowenig an seine freundschaftlichen Gesinnungen für mich zu glauben berechtigt war, so war es zwischen uns doch niemals zu einem unangenehmen Auftritte, geschweige denn zu einem ernsten Konflikt gekommen. Wir gingen äußerlich ruhig nebeneinander her, oder vielmehr aneinander vorüber, im wechselseitigen Bestreben, möglichst wenig Berührungspunkte zu haben.

Die Schönebecksche Ehe war nicht glücklich. Wir beide haben oft in ernsten trüben Stunden miteinander beratschlagt, wie es uns wohl gelingen könne, den starken Widerstand des Majors gegen das öffentliche Ärgernis einer Scheidung zu brechen, um dem Jammer und der Unwürdigkeit eines häßlichen Versteckspiels ein Ende zu machen, und das, was wir jetzt im Dunkel scheu zu verbergen hatten, vor aller Welt in hellem Lichte zur Schau zu tragen.

Eine solche qualvoll erregende Auseinandersetzung hatte uns auch in der Nacht vom ersten zum zweiten

Weihnachtstage zusammengeführt und uns lange, lange festgehalten. Wir hatten es nicht bemerkt, wie der Zeiger der Uhr immer weiter und weiter vorgerückt war. Wir waren ganz betroffen, als uns der Schlag des Regulators auf einmal die vorgerückte Stunde verkündete.

Ich erhob mich schnell. Wie unbemerkt aus dem Hause kommen? Wir befanden uns im Wohnraume des Oberstockes. Das Schlafzimmer des Majors lag im Erdgeschoß an der Haustür. Ich sah keinen andern Ausweg mehr, als den Versuch zu wagen, aus dem Fenster zu springen. Die verzweifelte junge Frau hielt mich gewaltsam zurück. Es wäre die sichere Verstümmelung, vielleicht der Tod. Der Major habe einen festen Schlaf. Sie werde den Hund, der sein Lager im Hausflur hatte, anrufen; er kenne sie, er kenne mich, er werde nicht anschlagen. Sie werde mir die Haustür öffnen, und wenn wir die Treppe mit aller Vorsicht ganz leise hinabsteigen, würde ich unbemerkt entkommen können. Sei ich aber einmal aus dem Hause, so wäre alles gut. Selbst wenn dann durch das, wenn auch leise, aber unvermeidliche Geräusch beim Öffnen und Zuschließen der alten Tür der Hund unruhig würde und den Major weckte, so habe das nicht viel zu bedeuten. Um eine Ausrede sei sie nicht verlegen. Und käme es zu einem ernsten Zerwürfnis, es wäre auch kein Unglück.

Es würde sogar das, was wir erstrebten, wenn auch gewaltsamer, als wir wollten, doch sicher auch

schneller, als wir hatten hoffen dürfen, herbeiführen. Vor einer wenn auch noch so heftigen Auseinandersetzung mit ihrem Manne allein fürchtete sie sich nicht; nur zusammen dürften wir von ihm nicht betroffen werden. Er dürfte nur nicht wissen, wer in dieser nächtlichen Stunde sie verlassen habe.

Wir schlichen also behutsam aus dem Wohnzimmer. Aus der offen gebliebenen Tür drang der Lichtschimmer auf den Treppenflur und beleuchtete die alte Stiege zur Genüge. Wie Schatten glitten wir lautlos, mit äußerster Vorsicht, langsam, mit angehaltenem Atem die ausgetretenen Stufen hinab. ...

Der wachsame Hektor schien sich zu rühren. Sie schnippte mit den Fingern, um ihn zur Ruhe zu verweisen. ...

Da auf einmal krachte eine der alten, morschen Stufen unheimlich laut, und der Hund schlug scharf an.

Wir suchten nun eilends den Ausgang zu gewinnen und konnten uns um das Geräusch, das mein Rückzug verursachte, jetzt nicht mehr besonders kümmern. Nur schnell aus dem Hause!

Es war zu spät.

Der Major war aus dem Bette gesprungen, hatte den Revolver vom Nachttisch genommen, die Tür aufgerissen und stand nun zwei Schritte vor uns, die Waffe in der Hand.

„Wer da?" schrie er in schlaftrunkener Wut.

Keine Antwort.

„Wer da? ... Oder ich schieße!"

Der Hund drängte sich, merkwürdige bettelnde Töne von sich gebend, hart an seinen Herrn.

„Um Gottes willen!“ rief Frau v. Schönebeck und schob sich vor mich wie eine lebendige Schutzwehr. Im selben Augenblick hörte ich auch das Knacken des Drückers. Ein Versager! Ich stieß die Frau von mir und riß mit raschem Griff meinen Revolver aus der Hüftentasche, den ich beständig bei mir trug.

Ein zweites Knacken der jetzt auf meine Brust gerichteten Waffe. Ein zweiter Versager. Da drückte ich ab ...

Ein Krach. Der Major brach leblos zusammen. Meine Kugel hatte ihm die Stirn durchbohrt.

Hektor heulte laut auf und beschnupperte kläglich winselnd seinen toten Herrn. Er fletschte die Zähne gegen mich, Frau v. Schönebeck packte ihn am Halsband. ...

Was nun folgte, ist mir nicht mehr ganz gegenwärtig. Ich weiß nur noch, daß ich den Major in sein Schlafzimmer schleppte, aus dem Fenster kletterte, eine Weile im Dunkel der Nacht durch die stillen Gassen des Städtchens irrte, und als ich an die Allee kam, den Revolver ins Wasser warf.

Der Schuß in dem entlegenen Hause war nicht gehört worden. Kein Mensch hatte mich das Haus verlassen sehen. Ich soll eine Wache oder eine Patrouille angesprochen haben. Ich stelle es nicht in Abrede, aber ich entsinne mich dessen wirklich nicht. ...

Das ist der traurige Hergang, durch den ich mich

bestraft genug fühle. Ich weiß, wie weit das von mir begangene Unrecht geht. Bis zum Morde, bis zur Tötung geht es nicht. Ich lege mein Urteil vertrauensvoll in die Hände meiner Richter. ..."

* * *

Hätte ich so gesprochen und an meiner Seite einen Verteidiger gehabt, der über mich, als den Menschen, als den ich mich während meines ganzen Lebens bis zu dieser verhängnisvollen Dezembernacht gezeigt, mehr hätte sagen dürfen, als mir zustand, und der die Sache vom juridischen Standpunkte aus scharfsinnig hätte darlegen können, wegen Mord und Totschlages hätte ich mich sicher nicht zu verantworten brauchen. Ich glaube sogar, daß es nicht einmal nötig gewesen wäre, einer Anklage wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgang entgegenzutreten. Man würde mir geglaubt und Notwehr, die von aller Strafe befreit, wohl zu meinen Gunsten angenommen haben.

Ich habe die Lüge verschmäht, verschmäht auch, mit der einzigen überlebenden Zeugin eine vorherige Verabredung zu treffen, um die Lüge glaubhaft zu machen. Ohne mir von meinem Handeln völlig klare Rechenschaft abzulegen, bin ich auf das Ziel losgestürzt, das wir uns gesteckt hatten, alle Vorsicht außer acht lassend, um die Hindernisse, die uns auf dem Wege dahin entgegentreten konnten, zu überwinden, unbekümmert um die Frage: Wenn nun das Ziel erreicht wäre — was dann?

Nun aber, als diese Fragen mir aufgedrängt wurden, stand ich ratlos blöde da, wie schlaftrunken beim Halberwachen aus einem bösen Traum, der in die Wirklichkeit herüberspielt. Der erbärmlichste Pfuscher im Verbrechen hätte sich klüger und umsichtiger benommen als ich — jedenfalls temperamentvoller. Ich war wie geknebelt, hilflos. Mochte man mit mir anfangen, was man wollte. Alles, was an Männlichlichkeit in mir war, war wie gelähmt. Ich verstand mich nicht mehr, ich verstand auch sie nicht mehr. Die Wahrheit erschien mir ganz unwahrscheinlich, ja unmöglich. Fast mechanisch gehorchte ich dem Drucke des scharfen Verhörs, berichtete das Tatsächliche, ohne die Motive dazu angeben zu können.

Da fiel noch ein letzter Hoffnungsschimmer in die dumpfe Nacht meines trägen Sinnens und meines erschöpfenden Empfindens: ein Psychiater sollte mich auf meinen Geisteszustand untersuchen.

Es war mir wie eine Erlösung, als mir der Gedanke aufleuchtete: ich bin wahnsinnig gewesen! Ich bin es am Ende noch! Und wahnsinnig war ganz gewiß auch das unglückliche, bemitleidenswerte Weib, das mich in seiner wilden Ekstase auf den Weg des Verbrechens gedrängt hatte. Nur meine tolle, rasende Liebe hat mich die fürchterliche Wahrheit verkennen lassen. Krank, schwer krank ist das arme Geschöpf von je gewesen! ... Ich vergegenwärtigte mir, was ich von ihrer frühesten Jugend im Sanatorium gehört hatte. Die Krankheit in ihr war nie geheilt worden. Sie hatte

im geheimen fortgewuchert und, ohne sich durch Äußerlichkeiten zu verraten, das ganze Seelenleben der Bejammernswerten vergiftet. Wäre ich ihr ein ernster, kluger, willenskräftiger Freund, anstatt eines schlaffen, willenlosen Geliebten gewesen, hätte ich, anstatt unter ihrem Banne zu stehen, ihr ein Berater, ein Leiter sein können — das Unglück wäre wohl nie geschehen!

Aber in unserem unheilvollen Bunde vereinigte sich ein schrecklicher Doppelwahnsinn: aktiv ihre krankhafte Neigung, das Schlimmste zu tun, passiv meine ohnmächtige Schwäche, dem Schlimmsten zuzustimmen.

Unwillkürlich trat mir die wüste und großartige Erfindung Zolas vor die Seele: die tollgewordene Maschine, auf deren Plattform der wahnsinnige Lokomotivführer steht und den Zug ins Verderben sausen läßt.

Sind wir aber, wie ich es hoffte, wirklich wahnsinnig gewesen — und wäre selbst keine Hoffnung auf Befreiung von unserem schweren Leiden — unter der Schande des gemeinsten Verbrechens, des langsam vorbereiteten feigen Meuchelmordes würden wir nicht zusammenzubrechen brauchen.

Wären wir wahnsinnig!

Bei der von unsagbarer Pein heimgesuchten Toni v. Schönebeck, deren Elend tiefstes Mitgefühl wecken muß, ist, wie ich gehört habe, der Wahnsinn in unzweideutigster Weise von der Wissenschaft konstatiert worden. Die Ärmste! Ihr Leiden ist nicht auszudenken. Gefangen, freundlos! Sie, der der Lebens-

genuß, die sonnige Freude an voller Freiheit ein wollüstiges Bedürfnis war.

Die Ärmste! ... Und doch beneide ich sie. Denn mir ist der letzte Trost, daß ich nicht bei Sinnen gewesen sei, von einem ehrenwerten, gewissenhaften Manne der Wissenschaft, zu dem ich mich ernsthaft hingezogen fühle, wenn er mir auch das schlimmste Leid gebracht hat, genommen.

Wenn ich auch in krankhaft leidenschaftlicher Überreizung mir manches nicht klar gemacht habe, was mich bei ruhigerer Überlegung vom Entsetzlichen hätte zurückhalten müssen — bei männlichem Ernst, den mir die Pflicht gebot, wäre es immerhin möglich gewesen, die ausschweifenden Sinne zu zügeln und die Erkenntnis meiner selbst wieder zu gewinnen. Schlaff war ich, unwürdig in meiner bedingungslosen Hingabe an ein verführerisches, kindliches, kindisches Wesen. Aber mein Geist, wenn auch eingeschläfert, war nicht so verwirrt, nicht so geschwächt, daß ich das Bewußtsein meiner Handlungen und Unterlassungen nicht hätte erlangen können. Ich war nicht unzurechnungsfähig, nicht wahnsinnig, meine Liebe war verbrecherisch.

Seitdem ich mir das klar gemacht habe, ist auch manches andere, das nebelig in mir flatterte, zu festem Bewußtsein mir gekommen. Die schwerste Kränkung, die ich dem Manne in seiner Ehe zugefügt, habe ich sophistisch vor mir selbst in einem gewissen Sinne dadurch rechtfertigen wollen, daß ich mich zum Haß einer leidenschaftlichen Frau habe überreden lassen; ich habe

ihn in meinen Augen entwürdigt und so das eine unverzeihliche Unrecht durch ein neues verstärkt.

Major v. Schönebeck war in Wahrheit nichts weniger als der dunkle Ehrenmann, den sich mein Schuldbewußtsein zurechtgemacht hatte.

Er besaß wohl nicht die erforderliche Weltklugheit, um ein so schwieriges, kapriziöses Wesen, wie die kleine Frau, richtig zu behandeln. Aber er war eine ehrliche Haut, ein liebenswürdiger Mensch, ein tüchtiger Offizier, ein Mann, der keiner niedrigen Gesinnung, keiner unehrenhaften Handlung fähig war. Er war nur zu gutmütig, um an so viel Schlechtigkeit, wie sie im Versteck ihm auflauerte, zu glauben.

Selbst ohne Falsch, hat er sich nicht vorstellen können, daß ein Kamerad, den er in seinem Hause sah, unter seinem Dache einen so heimtückischen Streich gegen ihn führen könne. Er hat auch gewiß nicht geglaubt, daß die Frau, die seinen Namen trug, ihn betrüge. In seinen Augen war sie ein ungezogenes, unverbesserliches Kind. Die Ehe mit ihr hatte er als eine Unmöglichkeit erkennen müssen; aber sie war die Mutter seiner Kinder. Er mußte sie neben sich dulden.

Wie konnte er auch an eine Scheidung denken, da er von ihrer entehrenden Untreue nicht überzeugt war und in ihren Ungehörigkeiten doch nur die mutwilligen Streiche eines nervösen, vergnügungssüchtigen Kindes erblicken durfte? Aber sein Vertrauen zu ihr war ja trotz allem nicht vernichtet. Er glaubte nicht an das Schlimmste, und deshalb forschte er nicht danach.

Und weil er ihr noch immer vertraute, war es ihm gewissermaßen ein natürlicher Drang, der lebenslustigen Frau, die sich in dem öden Neste zum Sterben langweilte, manche Laune nachzusehen, die er bei einem Wesen, das er ernster hätte nehmen können, und das er sich zu erziehen hätte hoffen dürfen, gewiß nicht geduldet haben würde; — daß er der viel jüngeren Frau, der er doch herzlich wenig bieten konnte, größere Freiheiten einräumte, als sie seiner wahrhaften Lebensgefährtin jemals von ihm zugestanden worden wären.

Ihre unselige Krankheit hat er ebensowenig erkannt, wie ich sie erkannt habe. Sonst hätte schon vor Jahren das Sanatorium die eheliche Gemeinschaft gelöst — ohne Ärgernis und Schande.

Er war zu vertrauend.

Und diesen Mann habe ich meuchlerisch überfallen und gemordet, ohne daß der Wahnsinn die Unterscheidung des Guten und Bösen in mir völlig verwischt hätte! Das weiß ich nun, und ich weiß, daß ich den Tod verdient habe. Ich gehe ihm gelassen entgegen und werde ihn so lange suchen, bis ich ihn finde. Und ich werde ihn finden und das Urteil selbst an mir vollstrecken, um meinem Stande, den ich so heiß geliebt habe, wenigstens die äußerste Schmach zu ersparen, einen alten Soldaten wegen eines gemeinen Verbrechens das Schafott besteigen zu sehen.

In tiefer Reue bitte ich meine Kameraden um Vergebung. Der eine und der andere, der mich näher gekannt hat, wird mir trotz allem ein gutes Gedenken

bewahren. Das ist die Hoffnung, die mich in diesen letzten Tagen meines Lebens aufrecht erhält."

* * *

Am 2. März hat Hauptmann Hugo v. Goeben seinem völlig zerrütteten Leben ein Ende gemacht.

Mit dem Tischmesser, das ihm zur Einnahme seiner Mahlzeiten gereicht werden mußte, und das er auf dem Rande des Tellers geschärft hatte, hat er sich die Carotis, die große Schlagader am Halse durchgeschnitten. Der Schnitt ist mit einer solchen Gewalt geführt worden, daß nicht bloß eine nicht gewöhnliche Körperkraft, sondern auch das Aufgebot einer durch unbeugsame Entschlossenheit aufs äußerste angespannte Energie dazu gehörte, um die Tat so zu vollführen. Durch die klaffende Wunde ist dann auch das Blut in strömendem Überschwall herausgestürzt.

Nach Auffassung der Sachverständigen, unterliegt es kaum einem Zweifel, daß durch die gewaltsame und jähe Blutentleerung des Gehirns das Bewußtsein sofort geschwunden und der Tod schon nach wenigen Minuten eingetreten sein muß.

Die alte, vierundsiebzigjährige Mutter und ein Bruder des Unglücklichen haben sich auf die erschütternde Kunde des Selbstmordes sofort nach Allenstein begeben. Die Teilnahme an dem traurigen Geschick des Toten und dem Schmerz der Hinterbliebenen und aller derer, die Hugo v. Goeben im Leben lieb gehabt haben, war tief und allgemein.

Drei Tage darauf wurde er auf dem Kirchhofe zu Allenstein in aller Stille begraben. Nur die Seinen

und einige seiner besten Freunde umstanden den Sarg. Unteroffiziere trugen ihn. Der Geistliche, der ihn in bürgerlicher Kleidung, ohne Amtstracht, begleitete, sprach ein kurzes Gebet. Dann wurde die Grube zugeschaufelt.

Ob Toni v. Schönebeck in der Provinzial-Irrenanstalt zu Kortau, wohin sie nach der Ermordung ihres Mannes überführt war, und wo der Verdacht zur Gewißheit geworden zu sein scheint, daß eine gräßlich unheilvolle Krankheit das Bewußtsein ihrer Handlungen vernichtet, in ihrer geistigen Umnachtung bis zu dieser Stunde schon erfahren, was die unglückliche Frau in ihrem Wahn zwei bedauernswerten Menschen, was sie sich selbst angetan hat? ...

* *
*

Herbst 1909.

Seitdem diese Zeilen geschrieben und veröffentlicht worden sind, sind mehr denn anderthalb Jahr vergangen. Das Dunkel, das über dem Drama von Allenstein schwebt, hat sich nicht gelichtet. Nach wie vor ist die psychologische Nachforschung darauf angewiesen, den Weg durch die finstere Wirrnis zu suchen, und erst die Zukunft wird entscheiden können, ob der eingeschlagene der richtige war.

Frau Toni v. Schönebeck ist zwar im Sommer 1908 aus der Haft entlassen worden, weil das Medizinalkollegium zu Königsberg sie für krankhaft gestört, also in dem Zustande, welcher die freie Willensbestimmung ausschließt, erklärt hatte (§ 51 StGB.). Dieses Gutachten ist indessen vor etwa einem Vierteljahr durch die Wissenschaftliche Deputation zu Berlin, die letzte Gutachten-Instanz, umgestoßen, und Frau v. Schönebeck nunmehr für zurechnungsfähig erklärt worden. Die Meldung der Blätter, daß gegen die Angeklagte das Verfahren eingestellt sei, ist also unzutreffend. Es hatte nur geruht. Jetzt ist es wieder aufgenommen worden und es finden weitere Beweiserhebungen statt. Die Voruntersuchung ist geheim. Bis zur Stunde, da diese Zeilen in den Druck gehen, ist über das Ergebnis dieser neuen Beweisaufnahme daher nichts in die Öffentlichkeit gedrungen.

Der Hauptmann von Köpenick

„So herzlich hat Berlin, so hat die Welt lange nicht gelacht," als in den schönen Herbsttagen des Jahres 1906, als dem verehrten Publico ein Blick hinter die Kulissen der tollsten, unwahrscheinlichsten Militärburleske gegönnt wurde, die je ersonnen worden ist, und die sich in Wirklichkeit in der nächsten Nachbarschaft der „Metropole der Intelligenz" abgespielt hatte.

Personen:

Der Bürgermeister, Offizier der Reserve,
Der städtische Rendant,
später Gefangene eines unbekannten Hauptmanns in mangelhafter Uniform.
Andere städtische Polizeibeamte, Zuschauer.
Einige richtige Gardisten in richtiger Uniform, mit Gewehr, Seitengewehr, gerolltem Mantel, Pickelhaube.
Ein Gefreiter.
Wilhelm Voigt, ein kleiner schwächlicher Schuster, der im Gefängnis und 25 Jahr im Zucht-

hause gesessen hat, im Besitze eines alten, verschlissenen, vom Trödler erstandenen Waffenrocks mit Hauptmanns-Abzeichen und einiger andrer völlig ungeeigneter Uniformstücke, die in idealer Vereinigung auf den klapperigen, schlotternden Gliedmaßen des alten Mannes, der nie gedient hat, nicht einmal als Karikatur eines deutschen Offiziers brauchbar erscheinen; Befehlshaber der bewaffneten Macht, Inhaber der Polizeigewalt, Diktator.

Chor der erstaunten Welt, die sich vor Lachen schüttelt.

Ort der Handlung: Rathaus zu Köpenick bei Berlin und Neue Wache in Berlin.

Zeit der Handlung: Oktober 1906.

Handlung:

Undenkbar, aber wahr ...

Vergeblich habe ich versucht, für die Nacherzählung aus der Erinnerung mir die kuriose Geschichte zu rekonstruieren. Auf Schritt und Tritt stieß ich auf Unglaublichkeiten, Ungeheuerlichkeiten, Unmöglichkeiten, so daß ich mir beständig sagen mußte: So kann's nicht gewesen sein! Das ist zu täppisch und läppisch! ... Und ich schlug nach und überführte mich: es war wirklich doch so! Das Unbeschreibliche, hier war es getan!

Ein alter, kränklich wirkender Mann, anscheinend im Alter eines Generals, hatte als Hauptmann in unglaublicher Equipierung, in schofler, schäbiger Uniform

und in einer Zusammenstellung, die jedes Soldatenauge beleidigen mußte, eine Abteilung strammer Gardisten angehalten; die Mannschaft hatte dem Befehle dieses wunderlichen Vorgesetzten, dessen fragwürdiger Faschingsaufzug den blonden Hünen als genügender Ausweis des hohen Ranges erschien, blindlings Folge geleistet. Und so war denn Schuster Voigt an der Spitze seiner strammen, wohlbewaffneten Jungen aus Pommern und der Mark nach Köpenick gefahren, hatte für sie ein einfaches Frühstück auftragen lassen und alsdann, wortkarg und würdig, unter Umständen mit angemessenen Anschnauzern, zu allgemeiner schreckhafter Verwunderung das Rathaus besetzt. Er hatte den Bürgermeister widerstandlos gefangen genommen, dem, da an der Echtheit der soldatischen Begleitung nicht zu zweifeln war, all die Eigentümlichkeiten ihres Führers nicht auffielen: weder das Alter des Hauptmanns, noch die liederliche, inkorrekte Uniform. Er hatte den Bürgermeister, der sich auch mit dem gänzlichen Mangel an Vollmacht eines gemessenen militärischen Befehls befreundet haben muß, in einem requirierten Fuhrwerk, von dem man nie hat erfahren können, wer die unfreiwillige Vergnügungsfahrt des städtischen Oberhauptes eigentlich bezahlt hat, per Schub nach der Neuen Wache zu Berlin befördert, wo natürlich kein Mensch eine Ahnung hatte, was man mit dem unerwarteten Herrn Gefangenen eigentlich anfangen sollte. Inzwischen hatte der Eroberer den Rendanten zu sich beordert, den Kassenbestand revidiert, das bare Geld beschlagnahmt und der Einfachheit halber

16*

gleich in die Tasche gesteckt, nachdem er vorschriftsmäßig — Ordnung muß sein! — über den Empfang quittiert und die Quittung mit einem schwer leserlichen Namen unterzeichnet hatte, der in der Rang- und Quartierliste bis jetzt nicht hat aufgefunden werden können. Auch der Rendant wurde dingfest gemacht.

Nun war die Sache aus. Alle warteten. Die sich ihrer Unschuld bewußten städtischen Beamten, Bürgermeister und Rendant warteten, bis ihnen die Stunde der Freiheit schlagen würde. Die Mannschaften, die, verstärkt durch die städtische Polizeigewalt, das Rathaus besetzt hielten, warteten auf Ablösung. In der Kaserne wartete man auf die Soldaten, die diesmal ungebührlich lange Zeit zu ihrer gründlichen Säuberung brauchten. Wo mochten die Kerle nur stecken? Der Fuhrherr wartete auf Zahlung seiner Rechnung für den Gefangenentransport von Köpenick nach Berlin. Alle warteten.

Bloß der Herr Hauptmann wartete nicht. Dem war die Sache, wie man zu sagen pflegt, zu dumm geworden. Der war gekommen und gegangen — wie Lohengrin mit einem Retourbillett: niemand wußte, woher er kam, niemand konnte sagen, wohin die Fahrt nun gegangen war. Er war nicht mehr da! Das war das einzige, was man wußte. Und das Geld, das er beschlagnahmt hatte, war auch nicht mehr da. Und alle sahen sich kopfschüttelnd an ... „Nun sag' mir eins, man soll kein Wunder glauben!"

* * *

Komisch war ja die Sache, furchtbar komisch, aber sie hatte auch, wie jede gute Komödie, etwas furchtbar Ernstes! Dem ungestümen Lachen folgte die ernstere Betrachtung auf der Ferse. In dieser Stimmung schrieb ich den nachstehenden Aufsatz, der gleich nach Schluß der Komödie im „Berliner Tageblatt“ erschien, und an dem ich jetzt nichts ändern möchte, weil er sich mit der allgemeineren Auffassung von damals wohl so ziemlich deckte. Die geringfügigen Ungenauigkeiten, die erst im Laufe der nächsten Wochen richtiggestellt wurden, wird der Leser, ohne daß er darauf besonders aufmerksam gemacht zu werden brauchte, selbst verbessern.

„Der Schuldige“ überschrieb ich meine Aufzeichnung, die also lautete:

Die Nachricht, daß der geheimnisvolle Hauptmann am 26. Oktober 1906 gefaßt worden ist, der an der Spitze einer kleinen Abteilung richtig gehender preußischer Gardisten den Bürgermeister und den städtischen Rendanten von Köpenick als Gefangene nach der Neuen Wache in Berlin abgeschoben und die städtische Kasse im Rathause beschlagnahmt hat, — diese Nachricht hat außer dem frivolen Gefühle befriedigter Neugier mehr Bedauern als befreiende Genugtuung hervorgerufen. Spricht diese Tatsache, die nur von der Heuchelei, von Schwerhörigkeit oder Kurzsichtigkeit in Abrede gestellt werden kann, für eine beklagenswerte Trübung unseres Rechtsgefühls? Erleben wir eine Wiederauferstehung der lächerlichen und krankhaften Räuberromantik, die gerade vor hundert Jahren die Köpfe unserer Vor-

fahren verdrehte? Mir will es scheinen, daß die sympathische Teilnahme, die man dem alten Zuchthäusler Wilhelm Voigt entgegenbringt, von einer solchen krankhaften Verzerrung des Rechtsgefühls sehr weit entfernt ist.

Die Tat selbst hat schon wegen der genialen Kühnheit in Anlage und Durchführung, wegen ihres völligen Gelingens und des geringen Schadens, den sie angerichtet hat, versöhnlich gewirkt. Versöhnlich vor allem durch ihre unwiderstehliche Komik. In der übermütigen Phantasie der Offenbachschen Operettendichter ist nie etwas so Burleskes aufgekeimt wie diese Besetzung eines städtischen Rathauses, diese Gefangennahme des höchsten städtischen Beamten, diese Beschlagnahme der städtischen Hauptkasse durch eine vom Trödler erstandene, höchst mangelhafte Uniform.

Die jämmerliche Füllung dieser Uniform war damals noch nicht einmal bekannt! Kein Mensch zweifelte zunächst daran, daß sie einigermaßen stattlich und glaubhaft sei. Daß ein armes Hascherl in ihr stak, ein gebrechlicher, alter Schuster, dessen Gliedmaßen durch die langen Jahre seiner Zwangsarbeit vertrackt, dessen Gesichtsfarbe durch die endlose Entbehrung von Licht und Sonne gegraut, dessen Hände von der unausgesetzten schweren Arbeit gebreitet, gehärtet, gesprungen, dessen Füße in den zu engen Schuhen grausam gemartert waren, — daß ein Mensch, der nicht einmal gedient hat, einer eingedrillten Mannschaft, uniformierten Polizeibeamten, einem Reserveleutnant und un-

zweifelhaft noch vielen anderen früheren Soldaten, ohne irgendwelche andere Legitimation als eben die schäbige Uniform, am hellen Tage stundenlang einen militärisch korrekten Hauptmann vorgaukeln konnte, — das ahnte man nicht.

Aber ohne daß man des Pudels Kern kannte, machte der Kasus schon lachen. Und wie! So herzlich hat Berlin, Deutschland, hat die ganze Welt lange nicht gelacht. Und jedem Freudenspender ist die Menschheit dankbar, — auch dem unbekannten. Das war ein Meisterstück, Octavio!

Jetzt, da man die Wahrheit kennt, wird das Gefühl des Erstaunens über den Urheber des Köpenicker Streiches eher verstärkt als abgeschwächt. Also ein Autodidakt in des Wortes weitester Bedeutung! Ein Mann, der keine anderen Mitarbeiter hat — ich möchte das Wort Komplicen in diesem Falle nicht gebrauchen — als seine Intelligenz, seine Beobachtung, seine Menschenkenntnis, seine Kühnheit.

Sein scharfer Blick für menschliche Schwächen und Unvollkommenheiten ist durch die dicken Mauern des Zuchthauses gedrungen, und in der Einsamkeit der Zelle hat er sich ein Soldatenspiel zurecht gemacht, wie es geistvoller wohl nie ersonnen worden ist. Mit welcher menschenverachtenden Überlegenheit hat dieser grausamste Satiriker sein Stücklein, das den Titel führen könnte „L'habit fait le moine“ nach allen Regeln aristotelischer Kunst aufgebaut und durchgeführt!

* * *

Flaubert erzählt in seinem punischen Roman „Salammbo“, wie sich der Libyer Matho den Weg zum unnahbaren Schlafgemach, in dem seine Geliebte mit den anderen Priesterinnen des Tanit ruht, dadurch bahnt, daß er einen heiligen Schleier, der alle Karthager mit abergläubischem Schauder erfüllt, den „Zaïmph“ raubt und um seine Schulter schlägt. Da springen die Wachen entsetzt zurück, die Tempelhüter verkriechen sich; er schreitet ungehindert an die Lagerstätte der Geliebten und entführt sie. Das lose Gewebe macht ihn zum Herrn der starken Stadt ...

Wir kennen auch die Geschichte vom Bajazzo, der den Herrscher tötet und sich durch den Hermelin, in den er seine Schäbigkeit hüllt, Ehrfurcht, Gehorsam, Herrschaft erzwingt. Aber was ist jener „Zaïmph“, was ist dieser Hermelin im Vergleich zu der zusammengestückelten plunderigen Hauptmannsuniform, mit der unser Künstler sein ans Wunderbare streifende Abenteuer vollführt hat!

Ja, ein Künstler! Es hat für uns beinahe etwas Verletzendes, wenn wir lesen, wie in den Zeitungen von ihm wie von einem Gauner gesprochen wird. Zum Gauner gehört doch wohl die niedrige Gesinnung, und davon ist in den Handlungen, die wir von Wilhelm Voigt seit seiner letzten Entlassung aus dem Zuchthause kennen, keine Spur wahrzunehmen. Eher das Gegenteil. Es liegt kein Grund vor, seiner Versicherung, daß es ihm nie einfallen würde, von einem einzelnen unrechtmäßig auch nur einen Pfennig zu nehmen, den

Glauben zu versagen. Wenn das als „naiv" verhöhnt wird, so scheint mir dieser lieblose Hohn für ein recht schwaches Unterscheidungsvermögen zu sprechen. So großartig sind wir denn doch nicht, daß wir bei einer Handlung nur die Ursache ins Auge fassen und die Wirkung als etwas Nebensächliches betrachten. Das Mädchen, das einen Teller von Sevresporzellan zerbricht, begeht keine schlimmere Handlung, als wenn der Teller aus Steingut wäre. Aber die geschädigte Hausfrau fühlt denn doch den erheblichen Unterschied. Ein Lump, der eine arme Frau um fünfzig Pfennig bestiehlt, erscheint uns viel gemeiner und verächtlicher als der falsche Hauptmann, der einer städtischen Kasse ein paar Tausend Mark widerrechtlich entzieht. Man muß sich erst erkundigen, um auf die natürliche Frage, wer denn da eigentlich Schaden erlitten hat, die richtige Antwort zu erhalten. Wie soll man Mitleid mit Geschädigten haben, die man nicht kennt, die es wohl selbst nicht empfinden, daß sie geschädigt sind?

Und das ist hier kein bloßer Zufall, es ist Methode. Voigt hat mit ruhiger Überlegung sich einen vermögensrechtlichen Vorteil verschaffen wollen, ohne dem Nächsten fühlbaren Schaden anzutun.

* * *

Aber das alles ist es nicht, das unsern berechtigten Haß gegen unbefugte Aneigner fremden Eigentums in diesem besonderen Falle herabdämpft, das die so voll verdiente Anerkennung der diesmal ausgezeichneten

Leistung unserer Kriminalpolizei weniger unbefangen freudig stimmt, als es wohl richtig wäre.

Um das gleich hier zu bemerken: Mit dieser Ermittelung hat unsere Kriminalpolizei, der man manchmal den Vorwurf gemacht hat, daß sie sich durch volle Worte im runden Munde mehr als durch den Griff mit sicherer Hand hervorgetan habe, sehr viel gut gemacht. Der Scharfsinn, die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges, der durch kaum durchdringliches Dunkel zur Klarheit und zum Ziele geführt hat, verdienen uneingeschränktes Lob. Nur schade, daß sich diese seltene Tüchtigkeit gerade an diesem Wilhelm Voigt bewähren sollte, und daß ungezählte Unholde, schwerste Einbrecher, wüste Lüstlinge, Räuber und Mörder frei umherlaufen — wirkliche Verbrecher, die die Ruhe und Ordnung unserer Gesellschaft aufs äußerste bedrohen.

Ein solcher Verbrecher war dereinst auch Wilhelm Voigt; wenn nicht alles trügt, ist er es nicht mehr.

Und da berühren wir den Punkt, der uns am tiefsten erregt.

Wenn es für einen Verstoß gegen das Gesetz überhaupt mildernde Umstände gibt, — wenn sie hier nicht vorliegen, wo dann? Den Staatsanwalt beneide ich nicht um seine Aufgabe, der nachzuweisen hat, daß Voigt gegen unsere ehrsame Gesellschaft ein ruchloses Verbrechen begangen hat, für das jahrelanges Zuchthaus die gerechte Sühne wäre.

Vielleicht ließe sich sogar mit einigem Rechte der

Satz verteidigen: Nicht Wilhelm Voigt, unsere Gesellschaft gehört auf die Anklagebank als Hauptangeklagte: als mitleidlose Anstifterin!

* * *

Das Vorleben Voigts ist schrecklich; 25 Jahre Zuchthaus, 2 Jahre Gefängnis. Daran ist nichts zu beschönigen. Er war ein Verbrecher.

Er war's. Ist er es noch?

Wenn sich je die Strafe in ihrer idealen Bedeutung, als bessernde Kraft gezeigt hat, hier scheint mir ein leuchtendes Beispiel gegeben zu sein.

Seit dreiviertel Jahren lebt er in Freiheit. Er hat sich nicht das geringste zuschulden kommen lassen. Er hat sich sein Leben und seine Freiheit verdient mit allen Tugenden des guten Arbeiters, in Fleiß und Sparsamkeit. Kein Mensch hat das Recht, diesem Manne zu bestreiten, daß er den Abend seines elenden Daseins in Ehren hat beschließen wollen.

Er hat gearbeitet von früh bis spät, nüchtern, anspruchslos. Er hat die schlechte Gesellschaft gemieden, haushälterisch die Groschen seiner Zuchthausersparnisse zusammengehalten, von seinem Verdienste zwei Drittel beiseite gelegt und sich mit einem Drittel zur Bestreitung seiner Existenz begnügt. Als aufgebrauchter Greis — 25 Jahre Zuchthaus zerreiben die stärkste Konstitution — mit der drückenden Last der Vergangenheit auf dem Rücken, tritt er mutig wie ein junger, rüstiger Mensch in die ihm feindliche Gesellschaft, denkt an eine

ehrliche Zukunft, an die Begründung einer selbständigen Stellung, an die Begründung eines eigenen Hausstandes. Und er findet einen guten Meister, der ihm Vertrauen schenkt, findet eine Frau, deren Zuneigung er durch liebevolle Behandlung ihres Kindes gewinnt. Es scheint sich wirklich zum Guten zu wenden.

Da werden die „Spürhunde der Gerechtigkeit“ losgelassen. Er wird davongejagt, nicht weil er das Unrechte tut, sondern weil er gebüßtes Unrecht getan hat. Der Staat, die Gesellschaft verbieten ihm, ein anständiger Mensch zu werden. Mit Peitschenhieben wird er ins Verbrechen geradezu hineingehetzt.

Also gut, vous l'avez voulu! Auf ehrliche Weise geht's nicht, darf es nicht gehen! Dann also, wenn ihr's durchaus nicht anders haben wollt, anders!

Und so ist der aus Wismar Verjagte, in Rixdorf sich und seine ehrliche Arbeit scheu Versteckende, in hauptmännischem Mummenschanz gen Köpenick gezogen.

Und nun, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, „wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn.“

* * *

Im zweiten Jahrhundert nach Christus schrieb der Philosoph Claudius Aelianus lehrreiche Erzählungen, an denen unser Lessing so großes Behagen fand, daß er einige übersetzte. So die „Geschichte des alten Wolfs, in sieben Fabeln“.

In der ersten wird erzählt, wie der Wolf zu Jahren gekommen, den Entschluß faßt, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuße zu leben. „Schütze mich nur vor dem Hunger, und du sollst mit mir wohl zufrieden sein. Denn ich bin wirklich das sanftmütigste Tier, wenn ich satt bin."

„Wenn du satt bist? Aber wann bist du denn satt? Gehe deinen Weg!"

Der abgewiesene Wolf ging zu einem zweiten Schäfer, zu einem dritten und vierten, überall dieselbe Ablehnung. Den alten Sünder, der Schafe gestohlen und erwürgt hat, wollte keiner ins Haus nehmen. Gerade so übel erging's ihm beim fünften und sechsten Schäfer.

Den sechsten wollte er rühren: „Sieh Schäfer, ich bin alt und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Pelz."

Da griff dieser sechste Schäfer nach seiner Keule, um ihn zu erschlagen, und der Wolf floh.

„O, die Unbarmherzigen!" schrie der Wolf und geriet in die äußerste Wut. „So will ich auch als ihr Feind sterben, eh' mich der Hunger tötet; denn sie wollen es nicht besser!"

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der weiseste von ihnen: „Wir taten doch wohl unrecht, daß wir den alten Räuber auf

das äußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen." — —

Es gibt hier einen „Fürsorgeverein für entlassene Gefangene", einen „Verein zur Besserung der Strafgefangenen" unter dem Protektorate des Kaisers, und dessen Präsident Oberstaatsanwalt Wachler ist, einen „Verein für die Pflege entlassener Strafgefangener" — Berliner Stadtmission; es gibt noch andere derartige Vereine mit konfessioneller Färbung.

Wie werden sich denn diese Vereine zum Falle Voigt stellen? Wer wird den Mut haben, mit dem weisesten Schäfer des Aelianus einzugestehen, daß wir den alten Räuber „auf das äußerste gebracht" haben und daß wir gut daran tun werden, bei unserer Fürsorge um die Besserung entlassener Strafgefangener mit der Besserung unserer Einrichtungen, der Beseitigung der Grausamkeiten gegen entlassene Sträflinge den Anfang zu machen? —

Ob die Vereine, die ich hier am Schlusse meiner ersten Veröffentlichung anrief, sich die Sache des Helden von Köpenick haben angelegen sein lassen, weiß ich nicht. Die Teilnahme der Privaten aber war stark, ernst und werktätig. Von allen Seiten liefen Liebesspenden ein, die dazu bestimmt waren, die Lage des Gefangenen, soweit es gesetzlich irgend zulässig war, zu erleichtern

und ihm die Sorge für seine alten Tage, die er hoffentlich in Freiheit verbringen würde, abzunehmen.

Besser als während seiner relativ kurzen, nur wenige Wochen währenden Untersuchungshaft hat es Wilhelm Voigt gewiß sein Lebtag nicht gehabt.

Schon am ersten Dezembertage (1906) fand die öffentliche Verhandlung statt, deren Ergebnis das Bild, das man sich von dem alten Zuchthäusler nach seinen schweren Vorstrafen, ohne nähere Kenntnis des Sachlichen hatte machen müssen, in wesentlichen Punkten stark veränderte. Durchweg zugunsten des Vielbestraften.

Dem Vielbestraften war böse, böse mitgespielt worden!

„Ein verpfuschtes Leben!" Das war die Überschrift des Aufsatzes, den ich unmittelbar nach Schluß der Verhandlungen für die „N. Fr. Presse" schrieb, unter dem tiefen Eindruck, den die in ihrer Schlichtheit erschütternde Darlegung Voigts auf uns alle gemacht hatte.

Auch diese Momentaufnahme mag ohne Retouche hier wiedergegeben werden:

* * *

1. Dezember 1906.

Die Zuhörerschaft im kleinen Schwurgerichtssaale des neuen Gerichtsgebäudes in Moabit macht einen in Berlin ungewohnt eleganten Eindruck. Auffällig viel Damen, die, nach ihrer Toilette zu schließen, offenbar

unseren ersten Gesellschaftskreisen angehören, Offiziere aller Chargen, zahlreiche Juristen, darunter die Träger der bekanntesten Namen, Künstler und Schriftsteller, mit einem Wort, alle Elemente, die dem Publikum den großstädtischen Charakter geben, füllen den Raum bis auf den letzten Platz.

Wenige Minuten nach halb 10 Uhr wird die Sitzung vom Vorsitzenden, Landgerichtsdirektor Dietz, eröffnet und gleich darauf unter atemloser Stille der Angeklagte vorgeführt. Wilhelm Voigt verbeugt sich gegen den Gerichtshof und stellt sich vor seinen Stuhl in die vordere Ecke hinter der Schranke in der gewohnheitsmäßigen gleichgültigen Unterwürfigkeit, die drei Jahrzehnte erzwungenen blinden und willenlosen Gehorsams seiner Haltung gegeben haben. Von der ihm vom Vorsitzenden erteilten Erlaubnis, während der voraussichtlich langen Dauer des Verhörs sich zu setzen, macht er spärlichen Gebrauch.

Die Vorstellung, die wir uns nach den viel verbreiteten Bildern vom „Hauptmann von Köpenick" gemacht haben, deckt sich nicht mit der Wirklichkeit der Erscheinung. Voigt ist keineswegs die verbrecherische Vogelscheuche mit dem typischen Ausdruck des alten Zuchthäuslers. Die kühne Entschlossenheit, wie sie sich in seinem schwerst bestraften Verbrechen, dem bewaffneten Einbruch in die Gerichtskasse zu Wongrowitz, in tragischer Bedrohlichkeit zu bekunden scheint und im burlesken „Brumaire" von Köpenick in unwiderstehlicher Komik tatsächlich bekundet hat, sieht man ihm nicht an.

Sein glänzender runder, wohlgeformter Schädel, den ein schmaler weißer Kranz abschließt, ist von Haaren entblößt. Auch der zottig herabhängende starke Schnurrbart ist weiß.

Der vorherrschende Ausdruck seines Gesichts von welker, fahler Zuchthausfärbung und wächserner Unveränderlichkeit ist harmlose Traurigkeit.

Ob er über sein jammervolles Leben Schmerzliches zu berichten, ob er sich über günstige Leumundszeugnisse zu erfreuen hat, während des Verhörs, der Zeugenaussagen, der Verkündigung des Urteils zuckt keine Fiber in diesem Bilde langen Leidens ohne Leidenschaft.

Er ist mittelgroß, ziemlich schmalbrüstig, mit herabfallenden Schultern, mit großen, knochigen, in steter Übung hart und breit gearbeiteten Händen. Von militärischer Strammheit ist in seinem Auftreten nichts wahrzunehmen. Seine Kleidung ist ziemlich ärmlich, aber sauber und ordentlich. Um den schneeweißen Kragen ist eine bunte Krawatte gebunden.

Auch in seinem Vortrage kommen die Gefühle, die unter der Asche glimmen, kaum wahrnehmbar zum Ausdruck. Es macht nicht den Eindruck, als ob er der besonderen Selbstbeherrschung bedürfe, um in gleichmäßiger Ruhe, ohne die Stimme zu heben oder zu senken, ohne das Tempo zu beschleunigen oder zu verlangsamen, mit unheimlicher Selbstverständlichkeit über Dinge zu sprechen, bei denen den Hörer Grauen und Schaudern befällt — die erschütternde Wirklichkeits-

tragödie eines verpfuschten Menschenlebens, wie sie in dieser qualvollen Nüchternheit keines Dichters Phantasie ersinnen könnte.

Und was für ein Redner ist dieser Unglückliche, der von rhetorischen Effekten nichts weiß und dem die verborgene Empfindung schlichte Worte auf die Zunge legt, die uns ins Tiefste eindringen! Wie müssen die gelehrten Zeugen, die vor hochansehnlichen Versammlungen ihre Anträge zum Besten der Stadt berufsmäßig mit ihren beredten Worten zu verteidigen haben, vor diesem Autodidakten erblassen, der seine Rhetorik nur im Monologe der engen Zelle hat üben können! Man fragt sich, von wannen ist dem Manne diese Wissenschaft gekommen? Wie hat er es ermöglichen können, die Absperrung hinter dicken Mauern zu durchbrechen, Fühlung mit der Gesellschaft, die ihn von sich gestoßen hat, zu gewinnen, sich in harter Gefangenschaft von der Luft der Freiheit anwehen zu lassen, gebunden und gefesselt an die paar Quadratmeter seiner Internierung, mit denen da draußen in gleichem Schritte fortzuschreiten?

Er hat viel gelesen, aufmerksam und fleißig gelesen, und gute Bücher. Aber das erklärt das Phänomen noch nicht, wie der Sohn eines kleinen Handwerkers, dessen für seine Herkunft ganz respektable Schulbildung etwa bis zu den Mittelklassen einer Realschule reicht, der, kaum erwachsen, in die Lehre kommt, die schönste, ergiebigste Zeit des Menschenlebens, vom 18. bis zum 29. Jahre, und die Zeit der vollen Entwicklung und

des Ausreifens, vom 41. bis zum 56. Lebensjahre, im Zuchthause verbringen muß, ohne Anregung, in der abstumpfenden Monotonie grober Handarbeit, eingesperrt und bewacht, allein oder in aufgenötigter Gemeinsamkeit mit den widerwärtigsten Kreaturen, ohne Sonne, ohne Freude, mit dem tief erbitternden Gefühle, schweres Unrecht zu leiden — daß dies unselige Menschenkind mit einer Knappheit, Klarheit, Klugheit und Korrektheit zu uns spricht, die wir nur als das Zeugnis wahrer und ernster Bildung verstehen können? Das ist nur zu begreifen, wenn wir bei dem alten, ergrauten Zuchthäusler eine ganz ungewöhnliche Intelligenz voraussetzen, die ans Wunderbare streift, — eine Intelligenz, die in ungehemmter normaler Entwicklung für unsere Gesellschaft von segensreicher Bedeutung hätte werden können.

Was muß das für eine geistige Kraft gewesen sein, die 27 Jahre Zuchthaus nicht gebrochen, nicht gelähmt, nicht einmal abgestumpft haben!

* * *

Siebenundzwanzig Jahre Zuchthaus! Unter den allerschlimmsten der lebenden Verbrecher dürfte es kaum einen geben, der das überhaupt überdauert hätte, gibt es aber ganz gewiß nicht einen einzigen, der nach diesen Seelenqualen und körperlichen Entbehrungen mit hellem, ungetrübtem Verstande in die Freiheit zurückgetreten wäre.

Und nicht bloß mit ungetrübtem Verstande, auch

17*

mit unangetasteter seelischer Kraft: trotz des Gefühls, des berechtigten Gefühls, daß man sich schwer an ihm versündigt hat, ohne Groll, ohne Erbitterung, ausgesöhnt mit seinem harten Schicksal, im Jungbrunnen der Freiheit ein gesundeter neuer Mensch. Erfüllt vom redlichen Bestreben, ein guter Mensch zu sein, ein guter Bürger, ein guter Familienvater zu werden.

Nicht aus seelischer Faulheit und apathischer Lässigkeit, — aus dem sittlichen Erkennen, zu dem er sich erst nach hartem Kampfe durchgerungen, hat er mit seinem erbitterten Feinde, mit der Gesellschaft, Frieden schließen wollen.

Das harte Urteil von Gnesen hatte sein Blut mit tödlichem Haß vergiftet. Er hatte gegen seine Vergewaltiger finstere Rachepläne geschmiedet, die auch vor dem Äußersten, vor dem Morde nicht zurückschreckten. Als aber die Zeit seiner letzten und schwersten Strafe um war, als er nach fünfzehnjähriger Gefangenschaft im Zuchthause auf freien Fuß gesetzt und ihm beim Abschiede vom Hausvater das Aktenbündel mit den Beurkundungen der wider ihn verübten Grausamkeiten ausgehändigt wurde, warf er diese Schuldscheine ins Feuer! Er wollte sich losreißen von allem Haß und aller Todfeindschaft: „Und ich fühlte mich wie befreit!“ sagte er uns.

Der wegen Verbrechens Verurteilte hatte den verurteilenden Richter begnadigt, mehr als das: er hatte ihm „Amnestie“ gewährt, Vergeben und Vergessen.

Ist es vermessen, in diesem symbolischen Akte der Vernichtung des Schuldbuches eine gewisse Großartigkeit des Entschließens zu erkennen, deren ein Mensch von gewöhnlicher seelischer Struktur kaum fähig sein dürfte?

Eine Schuld, die sich auf viele vernichtete Lebensjahre beläuft, streicht man doch nicht leichten Herzens aus dem Buche ...

Und welche Untaten hatte Wilhelm Voigt begangen, um zu so ungeheuren Strafen verurteilt zu werden?

* * *

Als achtzehnjähriger Mensch hatte er drei Postanweisungen gefälscht. Auf drei Postanweisungen, auf die er je einen Taler eingezahlt hatte, hat er durch Vorsetzung einer Zwei vor die Eins sich dreimal je 21 Taler auszahlen lassen, also die Post um 60 Taler geschädigt. Er beschönigt die Fälschung als unüberlegten Dummen-Jungen-Streich eines eiteln Bengels, der nicht genug Geld hat, um sich anständig oder hübsch anzuziehen. Die Ausrede wollen wir nicht gelten lassen. Wir wollen vielmehr ohne weiteres zugeben: es soll eine Fälschung ohne mildernde Umstände gewesen sein. Aber bei der relativen Geringfügigkeit des zugefügten Schadens und bei der Jugend des Fälschers — ist da nicht eine Zuchthausstrafe von zehn Jahren geradezu unwahrscheinlich streng?!

Und das genügt unserer Justiz noch nicht einmal.

Der der Fälschung Überführte wird auch noch zu einer Geldstrafe von 1500 Talern verurteilt, im Unvermögensfalle mit noch zwei Jahren Zuchthaus. 1500 Taler! Jeder Bankdirektor, der die Staatsanwaltschaft interessiert und sich nicht ganz sicher fühlt, zahlt seinem Verteidiger den zehnfachen Betrag und mehr. Sternberg hat für seine Privatdetektives, wie allgemein erzählt wurde, etwa den hundertfachen Betrag bezahlt. Und hier steht ein armer Teufel, dem zehn Jahre Zuchthaus aufgehalst werden, und der, weil er ein armer Teufel ist, aus keinem anderen Grunde, noch zwei Jahre Zuchthaus hinzubekommt!

Regt dieser jedes anständige Gefühl empörende Fall nicht zu ernstesten Betrachtungen über die Frage an: ob die Tatsache, daß ein Vergehen, das von einem reichen Manne mit Geld gesühnt werden kann, einen armen Menschen unter den denkbar schwersten Bedingungen auf Jahre der Freiheit beraubt, sittlich überhaupt zu rechtfertigen ist? Kein rechtlich fühlender Mensch, dem rechtswissenschaftliches Spintisieren nicht Kopf und Herz verrückt hat, wird begreifen können, daß ein Geldbetrag, der nach der Schätzung der Begüterten eine Lappalie ist, als gleichwertig mit jahrelanger Zuchthausstrafe vom Gesetze angesehen werden kann.

Da wären also schon zwei Jahre Zuchthausstrafe dem unglücklichen Voigt zu hoch angerechnet. Und von den zehn Jahren, zu denen er verurteilt worden ist, könnten nach der Meinung von sehr ernsten und strengen

Richtern zum mindesten noch fünf Jahre, vielleicht noch mehr in Abzug gebracht werden . . .

* * *

Aber noch viel schlimmer steht es um die Bestrafung in Gnesen. Von einem bestraften Verbrecher wird Voigt zu einem Einbruche in die Gerichtskasse zu Wongrowitz überredet. Der Anstifter, ein gewisser Kallenberg — wir haben die Jammergestalt als Zeugen gesehen — verschafft das erforderliche Handwerkszeug: Brecheisen, Bohrer usw. und versieht sich und seinen Freund mit geladenen Schußwaffen. Die beiden sind auf dem Kallenberg bekannten Wege in die Kasse gedrungen. Sie erbrechen einen Schrank; ehe sie aber einen Pfennig haben nehmen können, hören sie Lärm. Voigt ruft seinem Mitschuldigen zu: „Nur nicht schießen!" Die beiden werden überrascht und dingfest gemacht. Sie werden untersucht. Man findet bei ihnen die Waffen, aber keinen Pfennig Geld. In der Kasse fehlen jedoch 400 Mark. Die beiden Verbrecher haben sie nachweislich nicht genommen. Im Verzeichnis der Voigt abgenommenen Gegenstände vermißt er seine goldene Uhr. Sie wird nach langem Herumsuchen schließlich in dem nur von den Beamten benützten Klosett vorgefunden. Voigt behauptet, daß die 400 Mark, wenn sie in der Gerichtskasse wirklich fehlen, nur von demselben diebischen Beamten gestohlen sein können. Für die öffentliche Gerichtsverhandlung beantragt er die Ladung von verschiedenen Zeugen. Die öffentliche Ver-

handlung findet in Gnesen am 12. Februar 1891 statt. Keiner der Zeugen wird vernommen!! Wer der gewissenlose Offizialverteidiger gewesen ist, der diese unerhörte Beugung des Rechts zugelassen hat, ist leider nicht bekanntgegeben. Ebensowenig kennt man die Namen der eigentümlichen Richter. Die ganze Verhandlung währte eine halbe Stunde und endigte damit, daß die beiden Einbrecher zu je fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurden ...

Fünfzehn Jahre Zuchthaus, ohne daß die Schuldigen einen Pfennig sich angeeignet, geschweige denn von den Waffen Gebrauch gemacht hätten! — nach der Todes- und lebenslänglichen Strafe die höchste, die das Gesetz kennt!

Es ist dieselbe Strafe, zu der Berger verurteilt worden ist, der die zwölfjährige Lucie Berlin geschändet, getötet und in Stücke geschnitten hatte! ...

Selbstverständlich will sich Voigt bei diesem unmenschlichen Urteile nicht beruhigen und beantragt Wiederaufnahme des Verfahrens. Nach neun Tagen kommt der Gerichtsschreiber in seine Zelle, um ihm anzuzeigen, daß das Urteil nicht durch Wiederaufnahme des Verfahrens abzuändern sei; es müßte Revision eingelegt werden. Und als Voigt darauf erklärt, daß er also Revision anmelde, wird ihm der Bescheid, Revision müsse innerhalb sieben Tagen angemeldet werden; die Frist sei seit zwei Tagen verstrichen.

Es ist doch nur eine Frage der Schattierung, die einen solchen Fall vom Justizmorde unterscheidet.

Der Präsident, Landgerichtsdirektor Dietz, der die Verhandlung mit ebensoviel Umsicht wie Unparteilichkeit leitete, den Angeschuldigten durch keine Zwischenfrage verwirrte, ihm vielmehr die vollste Freiheit gewährte, seine Auffassung darzulegen, ließ in diskreter, aber unverkennbarer Weise erkennen, daß auch ihm das Verständnis des Gnesener Verfahrens verschlossen blieb.

Voigt mußte also seine Strafe antreten und hat die fünfzehn Jahre abgesessen. Er hat kein Geheimnis daraus gemacht, wie ihn dies Lebendigbegrabenwerden körperlich und seelisch zerrüttet, wie tief sich in ihm der Gedanke, an seinen Peinigern blutige Rache zu nehmen, eingewurzelt hatte. Erst nach langen, langen Jahren hat sein besseres Ich in ihm obgesiegt, nnd aus dem heißen Ringen ist er geläutert hervorgegangen.

Nun also frei! Nach fünfzehn unendlich langen Jahren wieder frei!

* * *

In Wahrheit war er nichts weniger als frei. Unter dem unverfänglichen Namen der Polizeiaufsicht hatte sich der vorsorgliche Staat, dem die Sicherheit seiner guten Bürger am Herzen liegt, das Recht vorbehalten, den unglücklichen entlassenen Sträfling noch weitere fünf Jahre ruhelos umherzuhetzen. Um dieser Polizeiaufsicht, die sich wie das furchtbare Geschlecht der Nacht an die Sohlen des Bestraften heftet, zu entrinnen, erbat er sich von allen irgendwie zuständigen Behörden einen Paß fürs Ausland. Überall wurde

sein Gesuch ohne Angabe von Gründen abschlägig beschieden. Er mußte in der teuren Heimat bleiben ... Wenn nur die Behörde die Menschlichkeit besessen hätte, ihm zu sagen, wo er bleiben durfte!

Durch die Vorzüglichkeit seiner Führung und sein sittliches Verhalten „ohne Heuchelei und Kopfhängertum", wie es der Zuchthausprediger Brenner, der ihn zehn Jahre lang beobachtet hat, ausdrücklich bezeugte, hatte er sich das Wohlwollen dieses frei und vornehm denkenden Christen in hohem Maße erworben. Auf seine Befürwortung fand Voigt eine Stelle bei einem braven, tüchtigen Manne, dem Hofschuhmacher Hilbrecht in Wismar. Hilbrecht wußte ganz genau, woher sein neuer Geselle kam. Aber er behandelte ihn menschlich, vertrauensvoll, und Voigt zeigte sich des ihm geschenkten Vertrauens in höchstem Maße wert. Nie ist einem Arbeiter von seinem Meister ein günstigeres Zeugnis ausgestellt worden als Voigt von Hilbrecht. Voigt war der tüchtigste Arbeiter. Hilbrecht nahm ihn in seine Familie auf. Und wenn am Feierabend in dem gemütlichen Stübchen des mecklenburgischen Hofschusters der liebe Mensch, der so hübsch erzählen konnte und so hübsch vorlas, einmal fehlte, fehlte auch die rechte Gemütlichkeit. „Wo bleibt Voigt?" fragten Vater, Mutter und Sohn. Es kam der Tag, an dem er fehlen und nicht wiederkehren sollte. Voigt, der sich nicht das geringste hatte zuschulden kommen lassen, der im Gegenteil sich in jeder Beziehung als vortrefflicher Mensch bewährte, wurde aus seinem freund-

lichen Wirkungskreise mit brutaler Hand herausgegriffen ...

Ausgewiesen und über die Grenze geworfen. Er war vorbestraft; das genügte.

Er ging nach Berlin. Er nahm die erste beste Beschäftigung, die sich ihm darbot. Er wurde Kohlenträger. Wenn man den armen, hinfälligen, entkräfteten Menschen nur mit einem Blicke streift, begreift man, daß er zu dieser Arbeit untauglich war. Er schleppte sich den Rücken wund und mußte nach wenigen Tagen die Stelle aufgeben ...

Er wurde wieder aus dem Polizeibezirk Berlin ausgewiesen.

Da suchte er seine Schwester in Rixdorf auf, die ihn freundlich aufnahm und ihn mit einer älteren Witwe, der Mutter eines etwa neunjährigen Knaben, bekannt machte; und das, was dem elenden Voigt als das höchste Glück seines Lebens traumhaft vorgeschwebt hatte, die Verbindung mit einer braven, tüchtigen Frau schien sich verwirklichen zu sollen. Sie verlobten sich.

Er wurde aus Rixdorf ausgewiesen.

Er zog nach Berlin unangemeldet. Er fand lohnende Arbeit, aber die Ausweisung war auch da für ihn nur eine Frage der Zeit.

* * *

Als er sich von dieser entsetzlichen Wahrheit durchdrungen hatte, reifte wohl in ihm der Plan, sich mit einem Schlage eine größere Summe zu verschaffen,

gleichviel auf welche Weise, vorausgesetzt nur, daß der einzelne davon nicht geschädigt werde. Blieb er da unentdeckt, so würde er die Mittel besitzen, nach einiger Zeit unauffällig mit seiner Frau und seinem Stiefkinde irgendwohin in die Weite zu flüchten, wo ihm das Recht, in ehrlicher Arbeit ein anständiger Mensch zu sein, polizeilich nicht verboten würde ...

„Vous m'avez fait méchant!
Oh douleur! Est-ce vivre?"

Darf nicht der unselige Voigt in diesen Schmerzensschrei des tragischen Hofnarren im Viktor Hugoschen Drama einstimmen? Ist der Mann für seine Vergehen nicht viel zu hart bestraft worden? Hat man ihn nicht, als er redlich sein Brot verdienen und ein nützliches Mitglied der Gesellschaft werden wollte, wie einen tollen Hund gehetzt, bis er niederbrach?

Und wenn er sich in seiner Verzweiflung noch einmal aufrafft und um sich beißt, trifft ihn die Schuld? Sind es nicht vielmehr die Hetzer, die ihn toll gemacht haben?

Das Gefühl des Bedauerns, daß man in ihm den „Hauptmann von Köpenick" gefaßt hat, ist keine Rührseligkeit und hat mit der sensationellen Komik des Falles nichts zu tun. Die Gesellschaft hat eben das richtige Gefühl, daß in diesem Wilhelm Voigt kein schädliches Mitglied, das ihre Ruhe und Sicherheit bedroht, unschädlich gemacht, sondern daß ihr vielmehr ein Mitglied entzogen worden ist, das ihr sogar hätte nützlich werden können.

Eine Art von mittelalterlicher Tortur, die langsame Einmauerung eines Lebendigen, hat man an diesem Unglücklichen vollzogen. Und nun ist er noch einmal auf vier Jahre in seiner Gemeingefährlichkeit lahmgelegt!

Wir dürfen aufatmen: wir haben wieder einmal vier Jahre Ruhe vor dem Unholde, vielleicht noch länger, viel länger! Denn wenn hier die Gnade die Strafe nicht mildert, ist es mehr als zweifelhaft, ob Voigt die Mauern des Gefängnisses lebend verlassen wird.

Weshalb diese vier Jahre? Weshalb dies Urteil, von einem Gerichtshof gefällt, der offenbar menschlich und ruhig, und sogar mit einer gewissen Sympathie für den Angeschuldigten seines Amtes gewaltet hat, unter dem Vorsitze eines humanen, freundlichen, klugen Mannes?

Ja, viel weniger konnte man ihm ja kaum geben. Die schweren Vorbestrafungen! Man denke doch: Siebenundzwanzig Jahre Zuchthaus!

So gebiert die böse Tat fortzeugend Böses. Weil der Mann früher zu hart bestraft ist, muß er jetzt auch hart bestraft werden. So reiht sich in dieser verhängnisvollen Kette eine Schmerzlichkeit an die andere ...

Voigt wurde von Dr. Schwindt und Rechtsanwalt Bahn glänzend verteidigt. Was nützt es ihm? Dem Manne kann nicht geholfen werden.

So der gottlob! allzu pessimistische Schluß meines Stimmungsberichtes über die letzte Verhandlung wider Voigt. Dem Manne ist doch geholfen worden. Die Vollziehungsbeamten, mit denen er zu tun hatte, haben das volle Verständnis für die ihnen gestellte Aufgabe besessen und es im Einverständnis mit aller Welt als ein nobile officium betrachtet, an dem in der Vergangenheit so übergrausam Gestraften die letzte Strafe in der Gegenwart in der denkbar gelindesten Weise zu vollstrecken. Als alter, kränkelnder, schwacher Mann ist Voigt im Gefängnis zu Tegel mit menschenfreundlicher Schonung behandelt worden. Und durch Kaiserlichen Gnadenakt ist ihm Mitte August 1908 die größere Hälfte der ihm zuerkannten Strafe erlassen worden.

Leider ist die Freude, die wir alle über die glückliche Wendung im Leben des köstlichen Hauptmanns empfunden haben, nicht ungetrübt geblieben. Wilhelm Voigt, so standhaft und aufrecht im Unglück, in der Ächtung — im Glück ist er getaumelt, die Höhenluft der Anerkennung hat er nicht vertragen können. Schon in den letzten Monaten seiner Gefangenschaft hat er eine Albernheit begangen, die einen fatalen Reklameduft ausströmte. Um die Sympathien für den wieder Verurteilten zu stärken und zu mehren, hatte eines unserer angesehensten Blätter die von Voigt in der Untersuchungshaft verfaßte Selbstbiographie veröffentlicht, die der Angeklagte wohl zur Verlesung in der öffentlichen Sitzung bestimmt und der Verteidigung zur Verfügung gestellt hatte. Davon konnte indessen Abstand

genommen werden. Die Haltung des Gerichtshofs stellte außer aller Frage, daß Voigt es diesmal mit weisen und gerechten Richtern zu tun hatte. Aber gerade, weil auch diese ihn verurteilen mußten, konnte eine nachträgliche Veröffentlichung des rührenden Elaborats, das die öffentliche Meinung nur noch mehr für den Verurteilten einzunehmen geeignet, von Nutzen sein.

Superflua non nocent.

Was tat nun Voigt? Anstatt sich für diesen Beweis freundlichster und wohlwollendster Gesinnung erkenntlich zu zeigen, machte er sich durch die kindische Drohung lächerlich, daß er, sobald er auf freiem Fuße wäre, die Redaktion wegen unbefugten Nachdrucks belangen werde! ...

Nach wiedererlangter Freiheit aber trieb ihn der in ihm aufgekeimte und nun üppig wuchernde Größenwahn zu einer Geschmacklosigkeit nach der andern. Er wollte sich — so in einer Art von Barnumschem „show“, oder Hagenbeckscher Raubtierschau — von Leuten, die „um das Rhinozeros zu sehen“ keine Ausgaben scheuen, für Geld und gute Worte in Tingeltangels besehen lassen. Hat's vielleicht auch getan. Aber das unwürdige Handwerk ist ihm, wenn ich mich recht erinnere, wohl gelegt worden; oder es hat ihn aufgegeben. Ich weiß nicht genau. Er hat, glaube ich, mit seinen Postkarten gehandelt, gelegentlich durch seinen „Sekretär“ die Zeitungen mit Berichtigungen gelangweilt und andere Torheiten der Art begangen.

Der Mann hat mich in dieser Phase seiner Entwicklung nicht mehr interessiert. Wäre er doch der herrliche Hauptmann von Köpenick geblieben! ... Nun, solange es Menschen gibt, die für urkräftige Komik Sinn haben, wird er es bleiben. Das unsinnige Nachspiel wird man vergessen und nur eine unbestimmte Erinnerung daran bewahren, daß die zunächst erschütternde menschliche Tragödie nach ihrem komischen Höhepunkt einen zwar matten, aber doch versöhnlichen Schluß gehabt hat.